

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

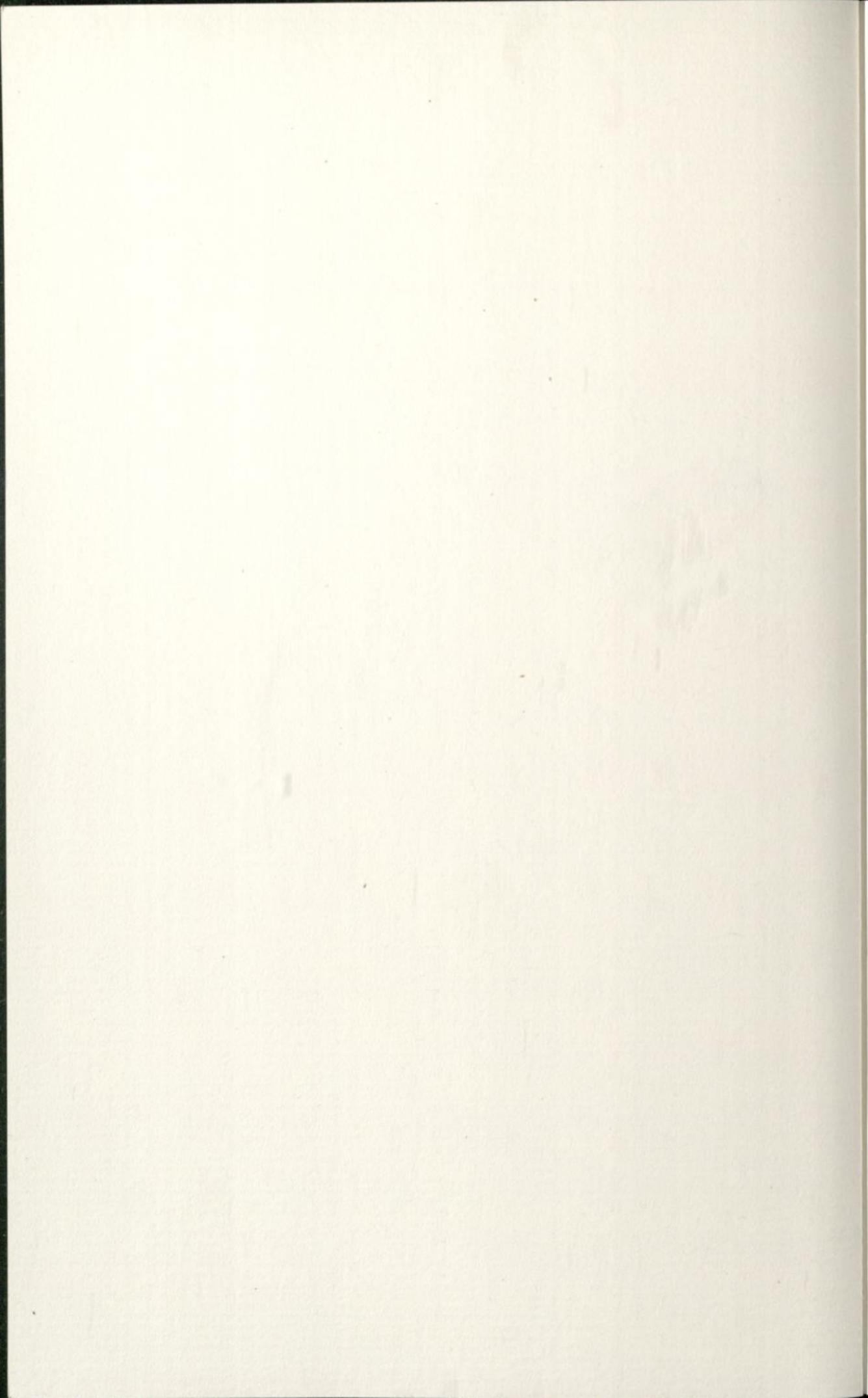
Halbjahresschrift

Potsdam, 2010

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-10991

In diesem Heft:

Die Frau Oberförsterin – Oder eine späte Spur zu Fontanes erstem Roman – HANNA DELF VON WOLZOGEN, CHRISTINE HEHLE / Theodor Fontanes Briefe an Anna Fritsch-Köhne und K. E. O. Fritsch mit Briefen von Martha und Emilie Fontane – REGINA DIETERLE / *Nordische Natur(en)?* Fanny Lewald und Fontane in Schottland – JANA KITTELMANN / »Das Eigentliche bleibt doch zurück.« Zur Erotik und trans-generationellen Dynamik in *Effi Briest* – STEFAN HAJDUK / Effi Krampfing? Paolo Mantegazzas *Das nervöse Jahrhundert* und Theodor Fontanes *Effi Briest* – FRANKA MARQUARDT / Martha Fontane geb. Soldmann im Widerstreit ihrer Familie und der Familie Fontane – HARTMUT DIETZ



Halbjahresschrift, begründet 1965

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs
und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V.

herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen
und Hubertus Fischer

„In der Natur (en)“

Dieg Löwold und Theodor Fontane in Scheldtal

ANNETTE KOTTSMANN

„Historisches, Interpretation, Kontext“

„Das Eigentliche bleibt doch zurück.“

Die Ästhetik und transgenerationalen Dynamik der Besitzungsverhältnisse
in Fontanes *Elli Brick*

JOHAN HANSEN

„Kraupflüg“

Die Montezuma *Das erste Jahrhundert* und Theodor Fontanes *Elli*

ANNE MARGARET

„Wörter und Annotationen“

Walter Holter: Theodor Fontanes Vorfahren. Neu entdeckte Dokumente – überraschende Fundstücke

BARBARA DIETRICH

Gernhard Viel: Utopie der Nation. Ursprünge des Nationalismus im
Pensum der Gründerzeit

ANNE KOTTSMANN

Besten Dank für Ihre freundlichen Worte, die man immer brauchen kann, und doppelt, wenn sie von einer Redaktion oder doch wenigstens von einem Redakteur kommen. Denn »Redaktionen« ist allerdings noch die Steigerung und der reine unsichtbare Gott in Wolken, das Fatum, das den Untergott in seiner Liebe desavouiren kann.

(Theodor Fontane, Brief an Gustav Karpeles vom 16. Juni 1881)

5 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

- 8 *Die Frau Oberförsterin* – Oder eine späte Spur zu Fontanes erstem Roman
HANNA DELF VON WOLZOGEN UND CHRISTINE HEHLE
- 18 Theodor Fontanes Briefe an Anna Fritsch-Köhne und K. E. O. Fritsch mit Briefen von Martha und Emilie Fontane.
Martha Fritsch-Fontane zum 150. Geburtstag am 21. März 2010
REGINA DIETERLE
- 69 *Nordische Natur(en)?*
Fanny Lewald und Theodor Fontane in Schottland
JANA KITTELMANN

Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte

- 88 »Das Eigentliche bleibt doch zurück.«
Zur Erotik und transgenerationellen Dynamik der Beziehungsverhältnisse in Fontanes *Effi Briest*
STEFAN HAJDUK
- 109 Effi Krampfing?
Paolo Mantegazzas *Das nervöse Jahrhundert* und Theodor Fontanes *Effi Briest*
FRANKA MARQUARDT

Rezensionen und Annotationen

- 120 Manfred Horlitz: Theodor Fontanes Vorfahren. Neu erschlossene Dokumente – überraschende Entdeckungen
REGINA DIETERLE
- 123 Bernhard Viel: Utopie der Nation. Ursprünge des Nationalismus im Roman der Gründerzeit
JANA KITTELMANN

- 125 James N. Bade: Fontane's Landscapes
CHRISTIAN GRAWÉ

- 127 Christof Hamann, Ute Gerhard, Walter Grünzweig (Hrsg.): Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848. Migration – kultureller Austausch – frühe Globalisierung
MICHAEL EWERT

Vermischtes

- 132 Martha Fontane geb. Soldmann im Widerstreit ihrer Familie und der Familie Fontane
HARTMUT DIETZ

Bibliographie

- 134 Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs

Informationen

- 154 Autorenverzeichnis
155 Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs
157 Vertriebshinweise
157 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung
160 Impressum

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,
 das Jahr 2010 wird in die Annalen der Fontane-Forschung als ein Jahr der Jubiläen eingehen. Eröffnet wurde es bereits in den kalten Januartagen mit dem 80. Geburtstag von Helmuth Nürnberger, dem langjährigen Herausgeber der *Fontane Blätter* und ersten Vorsitzenden der Fontane Gesellschaft. Wir gratulieren ihm an dieser Stelle noch einmal ganz herzlich und bringen dem Fontane-Forscher mit unserer späten Spur zu Fontanes erstem Roman eine dankbare Hommage an seine Lebensleistung dar. Dass sich im März der Geburtstag von Martha Fritsch-Fontane zum 150ten Male jährte, passt da gut in den Reigen.

Doch bevor wir von weiteren Jubiläen reden, soll der Inhalt des Heftes nicht zu kurz kommen: Jana Kittelmann erinnert daran, dass nicht allein Fontane seinen Blick auf das Land von Macbeth und Ossian richtete, sondern u.a. auch die Schriftstellerin Fanny Lewald. Aus der Zeit ihrer Schottlandreise sind Briefe überliefert, die hier erstmals mitgeteilt werden.

Das Rubrum *Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte* wird eröffnet durch einen Beitrag von Stefan Hajduk, der sich dem Phänomen des nachhaltigen Erfolges von *Effi Briest* aus transgenerationaler Perspektive nähert. Um *Effi Briest* geht es auch in dem Beitrag von Franka Marquardt, die den Roman nochmals vor dem Hintergrund von Paolo Mantegazzas *Das nervöse Jahrhundert* liest.

In Heft 85 der *Fontane Blätter* konnten Sie sich über eine prominente Neuerwerbung des Theodor-Fontane-Archivs und der Staatsbibliothek zu Berlin informieren, nämlich die Briefe Fontanes an seinen Sohn Theodor, über dessen Leben leider bislang sehr wenig bekannt ist. Um so dankenswerter ist es, dass Hartmut Dietz uns in seinem Beitrag die Ehefrau von Theodor jun., Martha Fontane, geb. Soldmann und ihre Münsteraner Familie vorstellt.

Und nun sei wie angekündigt nochmals von Jubiläen dieses Jahres die Rede. Die Fontane Gesellschaft kann, wie das vereinte Deutschland, auf ihr 20-jähriges Bestehen zurückblicken. Möge sie wie zu Zeiten ihrer Gründung auch weiterhin erfolgreich wie das Fontane-Archiv und gemeinsam mit ihm dem Werke und Wirken Fontanes zum Wohle gereichen. Das Fontane-Archiv kann heuer auf Dreiviertel des vergangenen Jahrhunderts zurückblicken und lädt Sie schon heute zu seinem Geburtstagsfest am Samstag, dem 26. Juni 2010 zu Rückblicken, Seitenblicken und Ausblicken auf das kommende Jahrhundert in die Villa Quandt ein.

DIE HERAUSGEBER

Die Frau Oberförsterin – Oder eine späte Spur zu Fontanes erstem Roman

Helmuth Nürnberger zu seinem 80. Geburtstag auf den Gabentisch gelegt

HANNA DELF VON WOLZOGEN UND CHRISTINE HEHLE

Ein Jubiläum gibt Gelegenheit zurückzuschauen, zu blättern und nachzulesen in den zahlreichen gedruckten Zeugnissen eines langen Forscherlebens. Und wie könnte es bei einem der Pioniere der Fontane-Forschung und Fontane-Edition anders sein: Immer wieder bleibt der und die sich im weitgespannten Spektrum verstrichener Forschungszeit Orientierende haften bei einer nebenhin geäußerten Vermutung, einer nicht weiter vertieften Reflexion und würde am liebsten selbst den Faden da wieder aufnehmen, wo der Autor oder Editor, dessen bestes Wissen sich bekanntlich nicht selten in Fußnoten verbirgt, ihn fallen gelassen hat. Dass wir uns an dieser Stelle einer derart ausschweifenden Verlockung nicht hingeben dürfen, gebieten Ort und Anlass. Wir haben uns daher entschlossen, aus der Fülle des Möglichen sozusagen eine *quantité négligeable* oder das Bruchstück eines Zettels aus dem großen Zettelkasten des Jubilars herauszugreifen und erlauben uns, ihm mit dem hier erstmals abgedruckten Text eine bescheidene Ergänzung darzureichen.

Unser Text führt uns in das Laboratorium der Roseschen Apotheke und zu Fontanes Bericht in *Von Zwanzig bis Dreißig*, von dem Helmuth Nürnberger sagt, dass an ihm nichts zufällig sei außer dem Extrakt, dessen Herstellung dem beginnenden Poeten oblag.¹ Gemeint ist der im ersten Kapitel des ersten Buches »Berlin 1840« enthaltene Bericht über den am Zinnkessel Queckenextrakt rührenden Apothekergehilfen, den seine Träumereien ins Reich der Sehnsüchte führten, die, so Nürnberger, damals schon wie die Queckenextraktfässer nach England, aber auch, das wird ebenfalls erwähnt, ins Reich der Poesie wiesen. Als ihre Frucht dürfen wir zwei »größere Arbeiten« betrachten: »eine Dichtung«, so Fontane, »die sich ›Heinrichs IV. erste Liebe‹ nannte und einen Roman unter dem schon das Sensationelle streifenden Titel: ›Du hast recht getan.« Der Stoff zur erstgenannten epischen Dichtung sei, so Fontane weiter, einer Zschokkeschen Novelle entnommen, der Roman beruhe auf ei-

nem Ereignis, das sich eben »damals in einem abgelegenen Teile von Mark Brandenburg« zugetragen habe. Um diesen Roman, der neben der Novelle *Geschwisterliebe* das früheste prosaische Werk Fontanes wäre, soll es im Weiteren gehen.

Bis heute konnte die Forschung weder den Roman als frühestes Zeugnis Fontaneschen Romanschaffens auffinden noch nachweisen, welches Ereignis ihm hätte zugrunde liegen können. Um es gleich vorweg zu sagen: Auch wir haben die Sache bislang nicht aufklären können. Doch zunächst die Geschichte, die Fontane selbst in *Von Zwanzig bis Dreißig* erzählt:

»Eine schöne Amtrats-Tochter, an einen Oberförster verheiratet, lebte seit ein paar Jahren in einer sehr glücklichen Ehe. Da mit einem Male stellte sich ein mauvais sujet bei ihr ein, ein Mann von kaum dreißig, der früher als Gärtner oder Jäger in ihres Vaters Diensten gestanden und mit dem sie damals ein Liebesverhältnis unterhalten hatte. Der forderte jetzt Geld, überhaupt Unterstützung von ihr, weil er arm und elend sei. Sie gab ihm denn auch was sie hatte. Dies wiederholte sich mehrere Male und weil ihre Mittel zuletzt erschöpft waren und sie nicht mehr aus noch ein wußte, der Strolch aber immer zudringlicher wurde, so beschloß sie der Sache ein Ende zu machen. Sie lud ihn in den Wald zu einer neuen Begegnung ein, zu der er auch kam und zwar bewaffnet, weil er der Sache nicht recht mehr trauen mochte. Ganz zuletzt aber, als er sich wieder in der Liebhaberrolle zu versuchen trachtete, war er unvorsichtig genug, das Gewehr bei Seite zu stellen. Im selben Augenblicke griff sie danach und schoß ihn über den Haufen. Dann ging sie zurück, um ihrem Manne zu sagen, wie's stünde. Dieser war mit allem einverstanden und sagte ruhig: ›Du hast recht getan.‹ Der Spruch der Gerichte, vor die die Sache kam, lautete auf etliche Jahre Gefängnis, ein Urteil, das der König in kurze Festungshaft in Glatz oder Kosel umwandelte. Nachdem die junge Frau hier Gegenstand allgemeiner Huldigung gewesen war, kehrte sie in die Oberförsterei zurück, von ihrem Manne im Triumph eingeholt.«²

Diese Geschichte habe ihn begeistert, schreibt Fontane, weshalb er das Geschriebene an »ein damals viel gelesenes Blatt, das glaub ich der ›Volksfreund‹ hieß«, geschickt habe. Leider erfolglos, denn das Manuskript sei ungedruckt zurückgekommen und sodann von ihm selbst »in die Hände eines Bekannten« deponiert worden. Und von da an verliert sich, folgen wir weiter Fontanes Erzählung, die Geschichte ganz und gar im Nebel des Hörensagens. Der Roman sei »irgendwo gedruckt worden«, wie, das wird zur Bekräftigung hinzugefügt, seine Übersetzung von Mrs. Gore's Erzählung *The Moneylender*. Zwar konnte auch von dieser frühesten Prosaübersetzung Fontanes ein Druck nicht nachgewiesen werden, auch stammt sie nicht aus der Roseschen Zeit (das englische Original erschien 1843), aber es gab eine inzwischen verlorene Hand-

schrift, die das damalige Märkische Museum, Otto Pniower zufolge, unter ungeklärten Umständen »von einem Privatmann aus München erwarb, dessen Spuren [er. Verf.] vergeblich aufzufinden versucht habe«,³ und es ist ein von Friedrich Fontane angefertigtes Typoskript im Theodor-Fontane-Archiv bruchstückhaft überliefert, welche beide von der Existenz der Übersetzung zeugen. Helmuth Nürnberger hat das Typoskript in dem anfangs genannten Werk erstmals veröffentlicht.⁴

Von dem Roman indes fehlt jede Spur. Helmuth Nürnberger verweist auf die von Hermann Fricke erwähnten Nachforschungen Friedrich Fontanes, der diesem (in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts) geschrieben habe: »Mein Vater hat über die Geschichte nie gesprochen. Ich habe sie auch erst aus seinem Buch erfahren. Wenn alles so stimmt, wie es dargestellt ist, vermute ich, daß der Jugendfreund oder auch nur Bekannte –, der den Vertrauensbruch beging, den Roman unter einem andern Titel und auch wohl unter Pseudonym hat erscheinen lassen. Meine Erkundigungen, die ich vor vielen, vielen Jahren in Süddeutschland einzog, brachten nichts zu Tage. Man müßte zunächst feststellen, welche weit verbreiteten Volksblätter damals, d.h. in den 50er Jahren [des 19. Jahrhunderts. Verf.] in Süddeutschland (Stuttgart, namentlich auch in Leipzig) gedruckt wurden. Der Schauplatz der Tragödie soll ein »abgelegener« Platz in der Mark gewesen sein. Derer gab es und gibt es heute noch viele, auch solche mit viel Wald, welche Gegend doch wohl sicher in Frage käme. Es kann aber ebensogut z. B. Ludwigsfelde als Fürstenwalde, wie auch die Prignitz oder Zauch-Belzig usw. der Schauplatz gewesen sein. Vielleicht hat die Eberswalder Forstakademie darüber Akten. (der Ehemann soll Oberförster gewesen sein) – Übrigens [...],«⁵ Wir unterbrechen Friedrich Fontanes Vermutungen an dieser Stelle, um noch einmal den Autor von *Von Zwanzig bis Dreißig* zu Wort kommen zu lassen, denn die Geschichte hatte noch ein Nachspiel:

»Sommer zweiundneunzig, also *zweiundfünfzig Jahre* nach Niederschreibung jener Jugendarbeit, saß ich in einer Sommerwohnung in Schlesien, den schönen Zug des Riesengebirges als Panorama vor mir. Eines Morgens traf »eingeschrieben« ein ziemlich umfangreiches Briefpaket ein, augenscheinlich ein Manuskript. Absender war ein alter Herr, der, zur Zeit als Pensionär in Görlitz lebend, in seinen besten Mannesjahren Bürgermeister in jener Stadt gewesen war, in deren Nähe die vorerzählte Tragödie gespielt und in deren Mauern die Prozeßverhandlung stattgefunden hatte. Während seiner Amtsführung war ihm die Lust gekommen, sich eingehender mit jener cause célèbre zu beschäftigen und was er mir da schickte, war das den Akten entnommene Material zu einem, wie er mit Recht meinte, »märkischen Roman«,«⁶ als dessen Autor sich der Einsender Fontane wünschte.

Fontane habe ausweichend geantwortet, wengleich die Zusendung nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben sei. Soweit Fontanes Bericht, dessen Spuren auch der Herausgeber des zitierten Bandes der Hanser-Ausgabe mithilfe des Herrn Oberstaatsanwalt a. D. Lell, Berlin nochmals nachgegangen ist, wiederum ergebnislos.

Jedoch findet sich hier in der fraglichen Fußnote auch der Hinweis auf einen Novellenentwurf Fontanes, der dem nämlichen Stoff gewidmet ist. Der Titel, *Die Frau Oberförsterin*, figuriert auch auf der »von Friedrich Fontane und Hermann Fricke angelegten Liste«, die erstmals 1966 veröffentlicht wurde und die bis heute eine wichtige Orientierungshilfe für den Nachweis von Novellen, Skizzen und Entwürfen aus der Werkstatt Fontanes ist.⁷ Er ist dort verzeichnet als »Nr. 141« in der »Gruppe VI. Novellenstoffe und Figuren (meist nur je ein Blatt)«. Die Handschrift ist in diesem Falle erhalten und befindet sich als Leihgabe der Staatsbibliothek zu Berlin im Theodor-Fontane-Archiv (TFA, St 27, 6–7). Sie soll hier zu Ehren und, so hoffen wir, auch zur Freude des Jubilars erstmals zum Druck kommen.

Die Handschrift wurde von Fontane nicht datiert. Dass sie aus dem »Sommer zweiundneunzig« stammt, erscheint angesichts der überlieferten Handschrift nicht wahrscheinlich; oder sollte Fontane rückblickend sich im Jahr getäuscht haben? Die Handschrift besteht aus zwei Bogen Folio, einem Umschlagbogen, auf dem der Titel vermerkt und Titelalternativen erörtert werden, und einem einliegenden Bogen, der auf seiner ersten Seite den Text enthält. Als Schreibmaterialien verwendete Fontane Tinte und Blaustift. Das Konvolut St 27, zu dem die Handschrift gehört, enthält außerdem den Novellenentwurf *Hans und Grete* (TFA, St 27, 1–5).⁸ Auf den Umschlagbogen der Staatsbibliothek zu Berlin ist ein Etikett aufgeklebt, das vermutlich Teil einer von Fontane selbst angefertigten Banderole war, die von Fontane mit Tinte wie folgt beschriftet wurde:

- » 1. Hans und Grete.
2. Frau Oberförsterin. (?)
3. Die Frau Bourgeoise.«

Auf dem Etikett befinden sich außerdem zwei Bleistiftnotizen von fremder Hand, die vermutlich bei der Sichtung des Fontaneschen Nachlasses durch die »Nachlass-Kommission« angebracht wurden. Die eine, sie stammt von Otto Pniower, konstatiert: »3. fehlt«, die andere verzeichnet: »Nein PM«, wobei es sich vermutlich um Paul Meyer handelt.

Bei dem unter 3. genannten Titel, *Die Frau Bourgeoise* handelt es sich um eine frühere Titelfassung für den Roman *Frau Jenny Treibel oder ›Wo sich Herz zum Herzen find't*,⁹ die jedoch spätestens 1891 mit der Vorbereitung für den Abdruck in der *Deutschen Rundschau* aufgegeben wurde. Dies scheint

darauf hinzuweisen, dass das Etikett vor 1891 beschriftet wurde. Das Etikett resp. die vormalige Banderole gibt einen weiteren Hinweis. Sie wurde vermutlich aus einer doppelseitigen Annonce gefertigt, auf der trotz Verklebung Folgendes zu lesen steht: »Euer Hochwohlgeboren mache ich die ergebene Mitteilung, dass ich am 1. Januar 1885 die Internationale Theater- und Concertagentur ›Walhalla‹ hierselbst, Charlottenstraße 48 [...]. neu eröffne.«

Somit dürfen wir vermuten, dass die Entwürfe *Hans und Grete* und *Die Frau Oberförsterin* nach dem 1. Januar 1885 und vor 1891 entstanden sind und unter der Banderole zusammengefasst waren.

Anmerkungen

- 1 THEODOR FONTANE: *Von Zwanzig bis Dreißig*. In: HFA III/4, S. 198 f. Vgl. HELMUTH NÜRNBERGER: *Der frühe Fontane. 1840 bis 1860. Politik, Poesie, Geschichte. Mit bisher unveröffentlichten Texten*. Hamburg: Wegner 1967, S. 87 f.
- 2 THEODOR FONTANE: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 1, S. 197 f.
- 3 Zitiert nach NÜRNBERGER, wie Anm. 1, S. 383. Vgl. OTTO PNIOWER: *Fontane als Übersetzer eines englischen Romans*. In: *Beilage zu den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins* 36/1919, S. 6.
- 4 TFA, Na 7. Vgl. NÜRNBERGER, wie Anm. 1, S. 158 ff. und den Abdruck unter dem Titel *Abednego der Pfandleiher* im Anhang, S. 324 ff. Vgl. auch HFA III/4, S. 198.
- 5 NÜRNBERGER, wie Anm. 1, S. 372. Vgl. HERMANN FRICKE: *Der Sohn des Dichters*. In: *Jahrbuch für Brandenburgische Landesgeschichte* 17/1966, S. 36.
- 6 THEODOR FONTANE: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 1, S. 199.
- 7 Vgl. HFA I/5 (1966), S. 1124 ff. Die Textgrundlage für den Abdruck der Liste ist nicht überliefert.
- 8 Vgl. HFA I/5 (1966), S. 819–822; HFA I/7 (21984), S. 442–445; NFA XXIV, S. 298–301.
- 9 Vgl. GBA *Das erzählerische Werk*. Bd. 14 *Frau Jenny Treibel*. 2005, S. 257. Fontane erwog als Titel für diesen Roman zunächst *Die Frau Bourgeoise* und *Frau Commerzienrätin*.

27 FONTANE.

7 Blatt.

27

St 27

1. Hand ² Grebe.
2. Frau Oberförsterin. (2)
3. v. Frau Leisinger. 1)

3. 1/14

mm 511



H 1943: 27
1) nicht enthalten!

Die
Frau Oberförsterin.
(Besser ist es einen
Doppel-Namen zu
nehmen, Vor- und Familien-
Namen oder den
Namen einer Lokalität
oder einen [Na > Titel] der
auf den Inhalt der
Geschichte Rücksicht
nimmt.)

Es darf
nicht länger
werden als
ein Druck-
bogen.

Namen
Mit dem Namen
anfangen:
Marie Schönemann
war seit sieben fürstlichen
Jahren an den Förster
Karl Schnatermann
verheirathet und lebte
mit ihr in glücklicher
Ehe. Sie
war selber
eines Försters
Kind und
liebte
den
Wald.
Ihr Vater
war wohl-
habend, in guter
Stellung wie
alle
fürstlichen Diener,
weshalb er seiner
Tochter
eine städtische Er-
ziehung gegeben
hatte. Sie war
mit sechszehn
Jahren nach
Putbus gekommen
und hatte hier
die Bekannt-
schaft eines
... gemacht

Die Geschichte
von der schönen Ober-
förster-[xx > F]rau die
ihren frühen Bummel=
Geliebten, der sie mit
Geldforderungen und Ent-
deckungs=Drohungen quält,
endlich niederschießt.

Ich muß die Geschichte
nicht dramatisch sondern
episch behandeln, alles
ganz kurz und einfach
erzählen und nur die
Begegnungen zwischen ihr
und dem Geliebten
dramatisch halten.

Alles andre so schlicht
und ruhig erzählerisch
wie möglich. Zum
Schluß ganz kurz:
sie wird freige-
sprochen.

Und dann:

An demselben

Waldstelle
mied sie,
wo's ge-
schehn.

Tage noch kehrte
sie auf die
Oberförsterei
zurück. Es
kam nie zu
einem Gespräch
darüber, sie
lebten
glücklich.
Nur die

Verwendete diakritische Zeichen:

[xx] nicht gelesenes Zeichen

[>] überschrieben mit

Theodor Fontanes Briefe an Anna Fritsch-Köhne und K. E. O. Fritsch mit Briefen von Martha und Emilie Fontane.

Martha Fritsch-Fontane zum 150. Geburtstag am 21. März 2010

REGINA DIETERLE

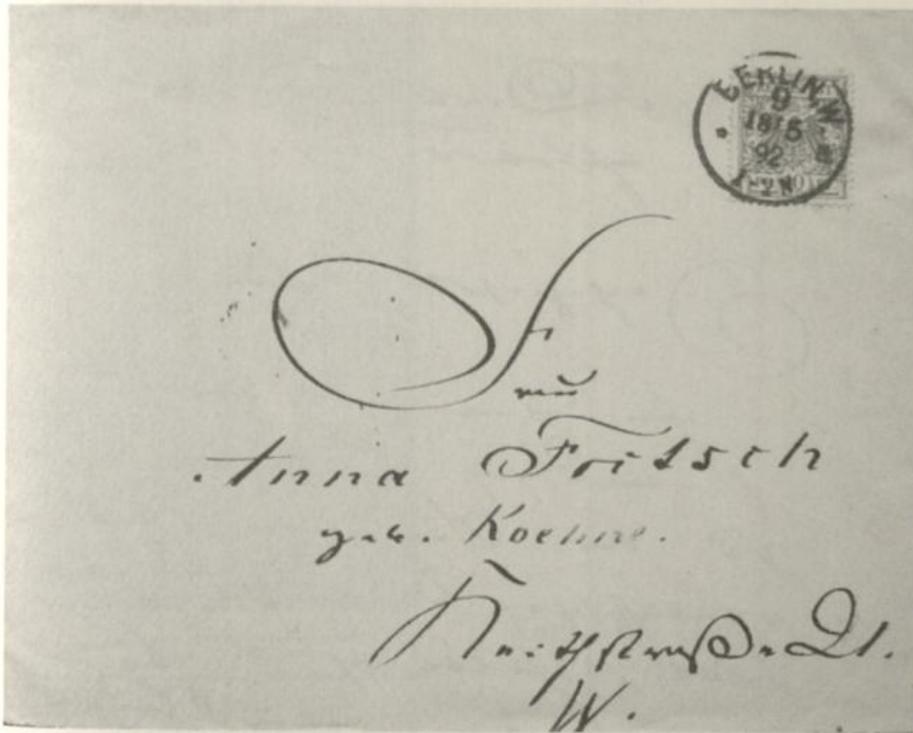
»[...] lasse ich mich auf dem Strom des Unbewußten, wie ein Rückenschwimmer, treiben, nur dann und wann eine Bewegung machend und gänzlich kritiklos darüber verbleibend, wie diese Bewegung ausfällt.«

Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne
31. Dezember 1893

Einführung

Im Sommer 1897, als bei Anna Fritsch-Köhne erste schwere Krankheitssymptome auftraten, glaubten die Ärzte zuerst, sie leide an einer heftigen »Neurose«.¹ Es war aber Darmkrebs im fortgeschrittenen Stadium und – wie sich bei einer Operation rasch herausstellte – Heilung nicht mehr möglich. Am 19. November 1897 starb Anna Fritsch im Alter von erst 39 Jahren unter größten körperlichen Qualen. »Wenige, die ich gekannt, haben mehr gelitten,« bekannte Fontane dem Ehemann in seinem Kondolenzschreiben vom selben Tag (Brief 54).

Dass sich Karl Emil Otto Fritsch bald darauf mit Martha Fontane verlobte, erschien damals den Nicht-Eingeweihten als unerhört. Doch die Ehe der Fritschs, die so tragisch endete, war jahrelang eine unglückliche gewesen. Die verspielte, unstete junge Frau und der ernste, pflichtbewusste Mann, sie passten nicht recht zueinander. Beide hatten bald merken müssen, dass sie sehr verschieden im Leben standen. Erschwert hatte diese Ehe auch der Umstand, dass Annas verwitwete Mutter von Anfang an mit im großbürgerlichen Haushalt lebte. Fritsch gewann zunehmend das Gefühl, sie lasse die Tochter nicht recht erwachsen werden. Dabei hatte er Anna einst geheiratet, um wieder Ordnung in seine Verhältnisse zu bringen. Er war früh Witwer geworden und jahrelang »alleinerziehender« Vater von zwei kleinen Töchtern. Für sie hatte er wieder eine Mutter gesucht und da Anna die Kinder gut kannte (sie war eine jüngere Halbschwester seiner ersten Frau) und auch viel Liebreiz und Charme



Couvert eines Briefes von Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne. Gestempelt: Berlin W., den 18. Mai 1892 © Privatbesitz

besaß, hatten sich die Dinge wie von selbst gefügt. Ja, wahrscheinlich wurde von verschiedener Seite zu dieser Verbindung geraten.

Als Fritsch zum zweiten Mal Witwer wurde, war er beinahe sechzig. Er kannte damals Martha Fontane, die er sehr mochte, schon viele Jahre und fasste sich daher ein Herz. An Tochter und Schwiegersohn schrieb er, nachdem er sich still mit ihr verlobt hatte, »dass Martha Fontane und ich überein gekommen sind, uns im Dezember [1898] zu heirathen.«² In seinem Brief gestand er den beiden zudem, was ihn zu diesem Schritt bewogen hatte: »Nicht nur unsere Bildungssphäre ist die gleiche, sondern auch unsere Lebensanschauungen und Gewohnheiten stimmen in merkwürdiger Weise überein. Ja, ich darf Euch verrathen, obgleich das bei einem Mann in meinem Alter ungewöhnlich klingen mag – dass mich nicht allein vernünftige Erwägungen geleitet haben, sondern auf *beiden* Seiten auch das Herz im Spiele ist.«³ Am 16. und 19. September 1898 wurde in der Potsdamerstraße 134 c im kleinen Kreis Verlobung gefeiert. Am Tag nach dieser zweiten Feier starb Theodor Fontane. »Er war heiter und ohne jede Vorahnung seines Endes. Nur über zunehmende Müdigkeit klagte er und seine 34 Pulsschläge waren seine letzte Lieblingswendung geworden«,⁴ schrieb Martha in den Trauertagen an Paul

Quentin 10. Febr. 88.
Fritzstr. Nr. 124. c.

Sehr geehrter Herr.

Im Zusammenhang mit
meiner für Herrn Gumbel
in der Folge mit Leuten
unserer Revolution ver-
fäkt, fäkt ich es für
unmöglich, mein Haupt
Haupt in der Revolution,
somit die Capitalien
und die neue Capitalien
Zukunft der Capitalien
und Gruppen für den. Unter
eigenen Umständen und
für den, in der,
größte Fortschritt

Theodor Fontane.

Im Falle unvollständiger Kontinuität
Replikat geben. ad. 1888; 1888.

Brief von Theodor Fontane an Karl Emil Otto Fritsch vom
10. Februar 1888 © Privatbesitz



*Karl Emil Otto Fritsch,
1902 © Privatbesitz*

Heyse, dem langjährigen Freund der Familie. Und weiter schrieb sie: »Ich bin seit Kurzem verlobt und habe noch die unendliche Freude gehabt, Papa einen von ihm geschätzten Sohn zu bringen; einen Mann, der weiß, was Papa war u. der mir helfen will und soll zu lernen noch einer anderen Generation anzugehören. Es ist der Herausgeber der Deutschen Bau-Zeitung, Architekt Fritsch, für die Welt ein sehr angesehener, wohlhabender Mann, für mich ein spätes, ernstes Lebensglück. Ich muß nun umlernen und meine wundervolle Tochter-schaft ist vorbei.«⁵

Für das neue Paar begann auch wirklich »ein neues Leben« – so wie es Fontane dem frisch Verwitweten noch vor Jahresfrist gewünscht hatte (Brief 55). Mit zu diesem neuen Leben gehörte, dass man sich gemeinsam darum bemühte, die Briefe Theodor Fontanes an die Familie und an die Freunde zu versammeln und sie zur Edition vorzubereiten. Nicht alles, was schließlich gesammelt zur Verfügung stand, wurde für die geplanten Bände⁶ auch ausgewählt, denn man nahm Rücksicht auf die Interessen der noch Lebenden, aber auch Rücksicht auf das Lesepublikum, das noch völlig unvertraut war mit Fontanes Briefkunst. Die Korrespondenz zum Beispiel, die hier erstmals wissenschaftlich kommentiert vorgestellt werden soll, wurde seinerzeit wohl als zu intim befunden, vielleicht auch als zu leichtgewichtig. Denn es ist nicht der ›Mann der langen Briefe‹, der hier spricht, sondern derjenige des ›billet-doux‹. So jedenfalls lesen sich Fontanes Briefe an Anna Fritsch-Köhne. Es sind Briefe von nahezu reiner Sprachkunst, aphoristisch, leicht, anspielungsreich.



Martha Fontane, um 1890 © Privatbesitz

Anlass seiner Billets sind zumeist gesellschaftliche Einladungen und Rendezvous. Wird man kommen, wird man nicht kommen? Wer ist krank, wer gesund? Wer bei gutem Appetit, wer nicht »gefechtsfähig« (Brief 51)? Und wann und wo wird man sich wiedersehen? Denn gewiss ist, man zählte sich gegenseitig zum »Cercle intime« (Brief 42) und freute sich, wenn eine Einladung glückte: »Fontanes waren bezaubernd, so ausgelassen lustig wie ich sie noch nie gesehn hatte und denke Dir nur, saßen unaufgefordert bis 1 Uhr. Wir waren ganz begeistert«,⁷ schreibt Anna Fritsch einmal. Sie verstand sich mit der ganzen Familie, besonders aber mit Fontane selbst. Gern verwöhnte sie ihn mit kleinen Geschenken, er wiederum ließ ihr – seit sie *Irrungen, Wirrungen* (vgl. Brief 14) mit großer Zustimmung gelesen hatte – jeweils ein druckfrisches Widmungsexemplar seines neusten Buches überreichen. Dass sie sich in einzelnen seiner Frauencharaktere wiederfand, etwa in Käthe von Sellenthin oder Effi Briest, ist wohl anzunehmen. Denn Anna Fritsch-Köhne hatte schon bald ein großes Vertrauen zu Fontane gefasst und gestattete ihm, wenn man sich zum Plaudern traf (vgl. Brief 45), gelegentlich tiefere Einblicke in ihre Seelenlage.

Auch die Briefe an K. E. O. Fritsch haben – da Fontane immer adressatenbezogen schreibt – ihren charakteristischen Ton. Es sind Briefe an einen »Mann von Fach«, zugleich sind es Bruchstücke eines größeren Dialogs. Er wurde in der Regel nicht schriftlich, sondern mündlich geführt, man vertiefte sich ins Gespräch bei einem Diner, das Anna Fritsch gab, oder bei einer Einladung der Fontanes. Lange Briefe erübrigten sich, denn beide Familien lebten mitten in Berlin, beide wohnten am Rande des Tiergartens, wo man sich manchmal auch ohne festgesetztes Rendezvous bei Spaziergängen oder Spazierfahrten begegnete (vgl. Brief 42).

Ihren besonderen Wert schließlich haben die Briefe Fontanes an das Ehepaar Fritsch-Köhne nicht zuletzt deshalb, weil es Briefe des »alten Fontane« sind. Sie zeichnen sich aus durch ihre hohe Literarizität, ja enthalten in nuce fast den ganzen Kosmos des Romanciers.

Zu den Quellen

Das Hanser-Briefeverzeichnis (1988) listet acht Briefe Fontanes an das Ehepaar Fritsch-Köhne auf, vier an Anna Fritsch, vier an Karl Emil Otto Fritsch. Geschrieben sind sie zwischen dem 24. Januar 1884 und dem 19. November 1897, dem Todestag von Anna Fritsch. Von diesen acht Briefen hat K. E. O. Fritsch noch zu seinen Lebzeiten zwei Schreiben zur Publikation freigegeben.⁸ Diese beiden Originalbriefe, die 1910 publiziert wurden, sind heute nirgends mehr nachgewiesen. Hingegen sind die übrigen sechs Originalbriefe alle noch da und – bis auf zwei – in öffentliche Archive gelangt. Neben dem

Theodor-Fontane-Archiv, das eine Kopie eines Originalbriefes an Anna Fritsch-Köhne besitzt, ist es vor allem die Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg (Berlin), die dank einer Schenkung aus dem Nachlass ihres Mitglieds Friedrich Schmidt (1883–1965) im Besitz von vier Briefen ist. Drei davon richten sich an Anna Fritsch-Köhne, einer an K. E. O. Fritsch.⁹ Von den genannten Briefen sind bis heute fünf unveröffentlicht geblieben. Diese fünf Briefe gelangen hier zum ersten Mal zum Abdruck.

Sie fügen sich ein in ein größeres Briefkonvolut, das erst seit 2001 einer interessierten Öffentlichkeit bekannt ist. Es handelt sich um jene Hinterlassenschaft, die von der Familie Fritsch und ihren Erben über vier Generationen sorgsam bewahrt wurde, eine Hinterlassenschaft, die ununterbrochen in Familienbesitz geblieben ist und trotz Krieg und Zerstörung im eigenen Land das 20. Jahrhundert überdauert hat. Kurz, wir verdanken den Erben die Überlieferung des gesammelten privaten Nachlasses von K. E. O. Fritsch und Anna Fritsch-Köhne, von Martha Fritsch-Fontane und ihrer Stieftochter Annie Scheller-Fritsch. Was er im Detail umfasst, darüber wurde an anderer Stelle bereits berichtet.¹⁰

Das literarische Kernstück dieser Hinterlassenschaft sind gewiss die Briefe Theodor Fontanes an das Ehepaar Fritsch-Köhne. Insgesamt 20 Briefe an ihn und 29 Briefe an sie sowie ein Gelegenheitsgedicht für Anna Fritsch finden sich darin. Außerdem sind überliefert: je ein Brief von Martha und Emilie Fontane an Anna Fritsch sowie zwei kleinere Schreiben von Emilie Fontanes Hand an K. E. O. Fritsch, als er bereits ihr Schwiegersohn in spe ist.¹¹ Es handelt sich also auch bei dieser Korrespondenz, wie es typisch ist für die Fontanes, um ein ›Briefnetz‹. Wie ausgedehnt es war, lässt sich heute nur noch erahnen. Gewiss ist, dass seit Ende 1882 ein regelmässiger gesellschaftlicher Verkehr die beiden in Berlin lebenden Familien verband und man sich, besonders in der Wintersaison, gerne gegenseitig zu Dinern einlud oder zu Stadtspaziergängen traf. Auch wenn manche Briefzeile, manches Billet in den Zeitläuften verloren gegangen sein mag, so ist das, was davon überliefert ist, kostbar genug. Vorgestellt wird im Folgenden – mit Ausnahme der drei verzeichneten und bereits veröffentlichten Briefe¹² – die gesamte heute bekannte Korrespondenz der beiden Familien, und zwar zu Lebzeiten Theodor Fontanes. Das sind, einen Brief von Franz Schwechten miteingerechnet, 60 Adressen, geschrieben in der Zeit vom 17. Dezember 1882 bis zum 20. August 1898.

Zur Edition

Die Briefe werden ediert nach den Originalhandschriften, nur in einem Fall musste zurückgegriffen werden auf eine Kopie der Handschrift. Alle Briefe

sind, wenn nicht anders vermerkt, mit Tinte geschrieben und weisen – außer dass in wenigen Fällen ein Wort eingefügt wurde – keine Korrekturen auf. Wenn Briefumschläge oder Adressen von Correspondenz-Karten überliefert sind, werden sie am Ende des Briefes oder der Karte mitgeteilt. Die Wiedergabe der Handschrift erfolgt buchstaben- und zeichengetreu, einzig der Geminationsstrich wurde aufgelöst. Der zeitübliche doppelte Bindestrich wurde hingegen beibehalten, nur Worttrennungen mit doppeltem Bindestrich am Zeilenende aufgelöst. Wörter in lateinischer Schreibschrift, es sind jeweils Namen und fremdsprachige Ausdrücke, erscheinen im Druck in serifenloser Schrift. Unterstreichungen werden kursiv wiedergegeben. Die Angaben zum Standort der Handschriften finden sich unter »Anmerkungen zu den Briefen« (S. 52 in diesem Heft).

Dank

Ich danke herzlichst Frau Dr. Marianne König-Scheller (München) für die großzügige Erlaubnis, die Briefe, die sich in Privatbesitz der Familie Fritsch und Erben befinden, an dieser Stelle veröffentlichen zu dürfen. Besonders danken möchte ich auch Herrn Dr. Peter Bahl und der Landesgeschichtlichen Vereinigung e. V. (Berlin) für die Zustimmung, die Briefe in ihrem Besitz hier gleichzeitig mitteilen zu dürfen. Einen verbindlichen Dank aussprechen möchte ich zudem Frau Dr. Hanna Delf von Wolzogen und dem Theodor-Fontane-Archiv (Potsdam), und dies sowohl für die Abdruckerlaubnis eines Briefes, der das Konvolut vervollständigt, als auch für die freundlichen Hilfeleistungen der Mitarbeiter Herrn Peter Schaefer und Herrn Klaus-Peter Möller. Für die Hilfe bei den zu recherchierenden Briefkommentaren danke ich ebenfalls herzlich: Prof. Dr. Roland Berbig (Humboldt-Universität zu Berlin), Frau Hildegard Dieke und der Handschriften-Abteilung des Deutschen Literaturarchivs Marbach, Herrn Martin Mende und dem Verein für die Geschichte Berlins sowie Frau Dr. Elke-Barbara Peschke und der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin.

1. Franz Schwechten an Theodor Fontane

Berlin d. 17./^{XII} 82.

Hochgeehrter Herr Fontane!

Der mir befreundete Redakteur der Bauzeitung¹³ Herr Fritsch möchte gern Ihnen eine Anzahl hochinteressanter Portraitsköpfe aus den ersten 25 Jahren des Jahrhunderts ? von hervorragender Künstlerhand, welche sich in dem Nachlasse des verstorbenen Prof. Stier¹⁴ befinden, vorlegen. Bei vielen ist der Name nicht bekannt. Fritsch bat mich ihn bei Ihnen einzuführen und ich hätte mir schon erlaubt meine Bitte persönlich vorzubringen, wenn ich in der letz-

ten Woche nicht so sehr besetzt gewesen wäre. Sollten Sie geneigt sein Herrn Fritsch zu empfangen, so bitte ich um gütige Bestimmung einer Ihnen passenden Zeit entweder auf meiner Wohnung Lützowstr. 68 oder auf der von Fritsch Friedrich Wilhelmstr. 17.

Mit hochachtungsvollstem Grube

Ihr sehr ergebener

Fr. Schwechten.¹⁵

2. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 18. Dezbr. 82.

Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Ich freue mich *sehr* die Sachen sehen zu dürfen, und um so mehr, als ich eine ähnliche Collektion kenne: die Portraits, die Wilhelm Hensel¹⁶ in einem Zeitraum von 40 Jahren, von 1820 bis 60, von Berliner Celebritäten angefertigt hat. Manches davon wird sich mit der Stier'schen Sammlung decken.

Ich spreche nur noch den Wunsch aus, daß es Ihnen gefallen möge, mir den mir so freundlich zugedachten Besuch erst etwa vom 2. oder 3. Januar an zu machen. Ich sitze in einer großen Arbeit¹⁷ drin, die mich ohnehin um alle Festmuße bringt. Ihrer freundlichen Zustimmung mich versichert haltend, werd ich mir erlauben, am 30. oder 31. mich als »frei geworden« bei Ihnen zu melden.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

3. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 3. Januar 83.

Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Darf ich mich jetzt melden? Ich habe meine Arbeit hinter mir und stehe jeden Augenblick zu Diensten. Amangenehmsten sind mir die Stunden von 11 bis 2.

Vielleicht wäre *das* das Beste:

Sie schickten mir zu einer Ihnen passenden Zeit die Mappen, ich sähe sie *mußevoll* durch und brächte Ihnen dann die Mappen zu einer durch Sie zu bestimmenden Stunde zurück.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

4. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 7. Januar 83.

Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank für die drei großen Kästen. Einen hab' ich gleich gestern Abend durchgesehn und mir die Namen notirt. Es interessirt mich aufs Höchste; ich halt' es für einen Schatz, für einen Schatz, der von einem bornirten aber doch auch durchaus berechtigten brandenburgisch-berlinischen Standpunkt aus angesehen, größer ist als die Zeichnungen Boticelli's. Jedenfalls ist die Begeisterung für einen alten Perponcher¹⁸ von 1816 oder einen jungen Grafen Arnim¹⁹ von 1820 (augenscheinlich derselbe, der am 19. März 48 mit Fr. W. IV. den historischen Umritt²⁰ durch die Straßen Berlins machte) viel aufrichtiger als die Massenbegeisterung für die »Lügner« oder die »Scheinheiligen« etc etc, die der Spießer und auch der Durchschnittskünstler anstarrt und nicht versteht. Den alten Perponcher versteht jeder.

In 8 oder spätestens 10 Tagen bring' ich Ihnen alles persönlich zurück. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

5. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 21. Januar 83

Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Erst heute – Theatergeschichten²¹ ließen mich nicht zum Aufathmen kommen – erfolgt der Dank für die ganz besondere Freude, die mir die Durchsicht der Tangermannschen Blätter²² bereitet hat. Das Pastellbild ist noch in meinen Händen; ich bring' es, wenn ich meinen nächsten Tages=Spaziergang (im Gegensatz zu meinen allabendlichen Thiergarten=Rennereien) mache.

Selbst wenn weiter nichts hinzukommen sollte, ist jetzt durch Ihre Güte der Stoff zu einem guten »Tangermann=Kapitel«²³ in meinen Händen; ich bezweifle aber nicht, daß die Familie noch allerhand Interessantes (Aufzeichnungen, Briefe etc etc) und wenn nicht *derartig* Schriftliches, so doch Anekdoten und *Ueberlieferungen* besitzt. Wie verschaff' ich mir dieselben? Kann ich event. an die Personen heran? Hochgeehrter Herr, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

6. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 22. Januar 83.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank.

Paßt es, so find' ich mich am *Freitag*²⁴ bald nach 8 bei Ihnen ein. Mittwoch und Sonnabend bin ich bereits versagt. In der Hoffnung auf einen Beute=Abend, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

P. S. Das Pastellbild bring ich mit.

7. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Gnädigste Frau.

Ganz ergebensten Dank. Ich werde von der Gelegenheit profitieren und alle 3 Bände²⁵ durchlesen, was mich vorweg entschuldigen mag, wenn ich einige Wochen bis zur Zurückgabe vergehen lasse. Darf ich bitten, mich Ihrer Frau Mama²⁶ wie Ihrem Herrn Gemahl empfehlen zu wollen. In dankbarer Erinnerung an den Freitag-Abend, in vorzügl. Ergebenheit

B.

28. Januar 83.

Th. Fontane.

8. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 5. Febr. 84.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Befiehlt die Herrin des Hauses und Herzens zu *Mittag*, 3 Uhr oder 4 oder selbst nach 4 ½, so geht es Donnerstag²⁷ trotz Nesper²⁸ ganz gut.²⁹ Ich sehe ihn dann immer noch früh genug in seinen weißen spanischen Hosen. Soll es aber Abend sein, so würd' ich allerdings um *Freitag* bitten. Ihrer Frau Gemahlin Güte hat mir zwar einen Mittag bewilligt, die Möglichkeit aber daß es doch wieder vergessen sein könnte, zwingt mich zu Vorsichtigkeiten. Mich Ihnen u. Ihren Damen³⁰ angelegentlichst empfehlend in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

9. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 12. April 85

Potsd. Str. 134. c.

Hochverehrte, gnädigste Frau.

Im Vertrauen auf Ihre Güte, noch eine Bitte: lassen Sie die letzte Aprilwoche, noch besser die letzten Apriltage herankommen, eh Sie, nach Ihrem freundlichen Vorhaben, mich an Ihren Tisch und in eine gewiß reizende Gesellschaft (ich denke an Wallot³¹ und meinen lieben alten Drews Becker³²) citiren. Die Gartenlaube wartet auf eine furchtbar gruslige Novelle,³³ Mord mit allen Chicanen, die ich geschrieben habe und eh' ich das Sensationsstück oder wie man jetzt sagt das »aktuelle« Geistesprodukt nicht aus dem Hause habe, habe ich keine ruhige Stunde. Denn so was nimmt einen furchtbar mit, nicht wegen des Grusels, sondern einfach wegen der *Arbeit*. Ich bin sehr herunter. Mit der Bitte mich Ihrem Herrn Gemahl wie Frau Mama angelegentlichst empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

10. Theodor Fontane an Anna Fritsch-KöhneHanckels Ablage³⁴

4. Mai 85.

Gnädigste Frau.

Gestern, eines Gastspiels³⁵ halber, auf ein paar Stunden nach Berlin zurückkehrend, fand ich Ihre freundlichen Zeilen vor. Herzlichen Dank. Aber es geht zur Zeit nicht. Ich bin hier nicht bloß zu eigener Pflege, sondern vielmehr noch zur Pflege meiner Tochter,³⁶ die sich hier von einer argen Nervenerkrankung erholen soll und Gott sei Dank auch Anstalten dazu macht. Ich habe ein großes Vertrauen zu der Heilkraft dieser schönen, auf einem schmalen Uferstreifen zwischen Wasser und Wald gelegenen Stelle. Das Häßlichste daran ist der Name: »Hanckels Ablage«, der die Vorstellung eines Müllhaufens weckt.

So wie ich wieder in Berlin bin – etwa vom 15. an – stelle ich mich Ihnen vor und empfangen Ihre Befehle.

Mit der Bitte mich Ihrem Herrn Gemahl wie der Frau Mama empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit, Ihr

Th. Fontane.

11. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 25. Dez. 85.

Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für diese große Freundlichkeit.

Wäre ich ein bischen jünger und frischer, so antwortete ich Ihnen in einem Liede, drin es hieße: was die 300 von Sparta,³⁷ was die 400 von Pforzheim,³⁸ *ich* bin unter den 200 von Fritsch!³⁹ Ich habe nur erst hineingekuckt und die beiden Lieder auf S. 22 (In den schönen Regionen) und S. 25 (Ich weiß nicht was soll ich mir denken) mit herzlichem Vergnügen gelesen und freue mich sehr auf das Andre. Ich habe eine Vorliebe für Gelegenheitsgedichte, wenn sie so natürlich klingen und so gut gelaunt sind wie diese. Nochmals besten Dank. Mit der Bitte, mich Ihren Damen empfehlen zu wollen und unter Glückwünschen zu Fest und Neujahr, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

12. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 30. Sept. 87.

Potsd. Str. 134. c.

Hochverehrte, gnädigste Frau.

Von keiner Seite her sind mir so reiche und so herzliche Beweise der Theilnahme⁴⁰ geworden, als von Seiten der Familie Fritsch=Köhne: Bruder,⁴¹ Schwester,⁴² Mutter,⁴³ alle gleich wohlthuend, aber die Mutter doch in erster Reihe, weil sie gleich Schmerzliches, ja Schmerzlicheres⁴⁴ erfahren hat. Denn das Hinsterben in Krieg und Fremde, gepflegt (wenn überhaupt) ohne Herz und ohne Liebe, das ist ein Schlimmeres, wie wir uns in diesen Tagen oft gestanden haben. Auch Ihrem Herrn Bruder für seine theilnahmvollen Worte herzlichen Dank; er wird es mir verzeihn, wenn ich nicht noch eigens schreibe, denn selbst für einen Mann der Feder ist des zu Schreibenden überwältigend viel. Mit der Bitte mich Ihrem Herrn Gemahl und allen Mitgliedern Ihrer Familie bestens empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

13. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Sonnabend

28. Januar 88.

Potsd. Str. 134. c.

Gnädigste Frau.

Die reizende kleine »Spreewäldlerin«⁴⁵ habe ich beim Aufstehn vom Tisch um der liebenswürdigen Frau Boeckmann⁴⁶ willen – also allenfalls verzeihlich – vergessen. Darf ich Sie freundlichst bitten, die Karte mir schicken zu wollen. Die Mühe, die meine Nachlässigkeit verschuldet, bitte ich entschuldigen zu wollen. Ihnen für den schönen, anregenden, interessanten Abend dankend, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

14. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch*Berlin* 10. Febr. 88.

Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

In Zweifel darüber, wie sich Frau Gemahlin zu der Frage des Berliner realistischen Romans verhält, halte ich es für angebracht, mein Neustes⁴⁷ Ihnen zu präsentiren, damit Sie Censur üben und je nach Befund Zulassung oder Beseitigung aussprechen können. Unter ergebensten Empfehlungen an Ihre Damen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Ich habe mittlerweile Boeckmanns Reisebriefe⁴⁸ gelesen. Ausgezeichnet; sans phrase.

15. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne*Berlin* 4. Dezemb. 88.

Potsd. Str. 134. c.

Seien Sie mir nicht böse, hochverehrte gnädigste Frau, wenn ich verlegnen Gesichts mit der Bitte komme, mein Ausbleiben entschuldigen zu wollen. »Ich passe nicht mehr in diese Welt« heißt es irgendwo bei Hebbel⁴⁹ und das ist ganz mein Fall. Meine Gesellschaftssonne stand schon seit lange bloß noch auf dem Auskier am Horizont, so daß ihr Dasein oder Nicht=Dasein eine zweifelhafte Sache war. Inzwischen ist sie sicher untergegangen. Es ist mit der Gesellschaft wie mit dem Theater, man muß ganz drin leben, um sich drin zurecht zu finden; einmal heraus, ist man sofort fremd geworden.

Empfehlen Sie mich Ihrem hochverehrten Herrn Gemahl, wie Frau Mama angelegentlichst. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

16. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne*Berlin* 1. Januar 89.

Potsd. Str. 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Ihre Güte beschämt mich wieder, die Zeilen wie die Blumen. Die Sonne, von der Sie so liebenswürdig sprechen, ist nicht mehr die von Austerlitz,⁵⁰ sondern die andre, von der es heißt: »ach, wo bist Du, Sonne, geblieben!«⁵¹ Ich komme sehr bald mit heran, mich nach Ihrer aller Wohlergehn zu erkundigen. Bis dahin unter ergebensten Empfehlungen an Sie, den Herrn Gemahl und die Frau Mama, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

17. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 11. Novb. 89.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Ich habe am Freitag⁵² einen argen faux pas gemacht, indem ich, in meinen Zeilen, den Schlußpassus Ihres freundlichen Briefes übersah. Ich bin bis 3 immer da. Für gewöhnlich liegt mir die Stunde von 6 bis 7 besser, es trifft sich aber so, daß ich die ganze Woche hindurch, bis Sonntag, immer Abends um 5 oder 6 fort muß. Mit dem herzlichen Wunsche, daß sich Frau Gemahlin inzwischen wieder erholt haben möge, in vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

18. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 19. Januar 90.
Potsd. Str. 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Der hinkende Bote⁵³ kommt nach. Das Stück von Tolstoi,⁵⁴ das heute sein sollte, kommt nun erst nächsten Sonntag und am *Montag* muß ich dann eine lange Kritik schreiben. Das erschöpft mich so, daß ich danach ganz ungesellschaftsfähig bin. So muß ich denn, zu meinem großen Leidwesen, heute mit einem Rückzug kommen. Mit dem berühmten »sich rappeln und 'rausreißen« hat es nach 70 eine Grenze; meist auch schon vorher. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl und lassen Sie mich noch einmal aussprechen, wie fatal mir die Störung ist. In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

19. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 1. Okt. 90.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Sie haben mir mit Ihrem »Vortrag«⁵⁵ eine größere Freude gemacht als Sie ahnen können. Ich las schon vor 4 oder 5 Wochen oben im schlesischen Gebirge (Brotbaude bei Wang)⁵⁶ den ziemlich ausführlichen Auszug Ihres Vortrags mit allergrößtem Vergnügen und nun schickt mir Ihre Güte das Ganze.

Was die 1. Hälfte angeht, so hatte ich bis zu einer bestimmten Stelle hin das Gefühl, daß es vielleicht besser gewesen wäre die Stilformen des letzten Jahrhunderts *gruppenweise* folgen zu lassen: den Neu-Hellenismus, die Renaissance und die Gothik. Im Weiterlesen gab ich diesen Wunsch aber wieder auf, weil doch so viele weite Nuancen und Abzweigungen kommen, daß auch die

Dreitheilung nichts genutzt hätte. So war denn das *Nebeneinander* schließlich doch das Beste.

Wenn ich die Freude habe, Sie wieder zu sehn, so müssen Sie die Güte haben mir auseinanderzusetzen, warum Ihnen der romanische Stil derartig zusagt, daß Sie ihm eine Zukunft prophezeien. Ich kann mir, auf den Profanbau angewendet, kein richtiges Bild von der Sache machen.

Sehr schön ist die Schlussbetrachtung und gewiß haben Sie recht in Ihrem Vertrauen und Ihrem Optimismus. Gruß u. Empfehlung an Ihre Damen von Ihrem ergebensten

Th. Fontane.

20. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 15. Dezbr. 90.

Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Gestern Abend habe ich Ihr Feuilleton⁵⁷ gelesen und auch den mir gespendeten Bonbon gefunden. Ich danke für die Freude, die mir die Lektüre gemacht, heute schon, weil in Gesellschaft sich schwer die Gelegenheit dazu findet. Der arme Stüler⁵⁸ schließt schlecht ab, – nicht mal wasserdicht! Eingestreute kleine Bemerkungen, die fast alle drauf hinauslaufen, daß der liebevoll Suchende Besseres schafft als der Virtuose, so daß selbst der Boytzenburger Schlossermeister noch sein Ruhmestheil kriegt, haben mir besonders wohlgethan. Ich stehe ganz auf demselben Standpunkt. In aufrichtiger Freude Sie und Frau Gemahlin am Freitag begrüßen zu dürfen, in vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

21. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 25. Dezbr. 90.

Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Mein guter Bredow⁵⁹ hat mich nicht im Stich gelassen: Architekt *Prüfer*,⁶⁰ der, meinem Wohnungsanzeiger nach, sogar eine Art Spezialkollege von Ihnen, will sagen Herausgeber einer Bau=Fachzeitung ist. Daß dadurch die Situation sehr verbessert wird, ist leider nicht wahrscheinlich. Aber wenn Sie vielleicht nicht *ihn* fassen können, so desto bequemer sein Werk, das in seiner Zeitung gewiß behandelt ist.

Ich würde Ihnen diese Mittheilung persönlich gebracht haben, wenn ich nicht mit verbundenem Kopfe zu Hause sitzen müßte. Am 23.,⁶¹ auf einem Mittagsspaziergange, glitt ich aus und habe mir ein Loch in den Kopf geschlagen. Sah toll aus, ist aber merkwürdig glücklich abgelaufen.

Ihnen in Liebe bei dem »Hebräer«⁶² einen guten Tag wünschend, unter Empfehlungen an Frau Gemahlin, in vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

22. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 2. Januar 91.

Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Ziemlich großer Geburtstags= und Neujahrs=Trouble⁶³ ist schuld, daß ich erst heut für Briefe und Blumen danke. Und für welche Blumen! sie thronen in der Mitte, etwas erhöht, und blicken überlegen auf das beherrschte Samos⁶⁴ hin.

Und nun Ihr lieber Brief!⁶⁵ Eine Art Prüfers Prüfung,⁶⁶ bei der Erwin II. schlecht besteht. Und dabei merke ich noch, daß Sie sich die Locken Ihrer Kraft abgeschnitten und ihn mit einem äußersten Maß von Rücksicht behandelt haben. Ach, ich kenne alle diese heiligen Stümper noch aus den 10 Jahren her (1860 bis 70) wo ich auf der Kreuz-Zeitung den englischen Artikel redigirte oder eigentlich nicht redigirte und beständig solche Leute unter Augen hatte; die's mit »Patriotismus« besorgten, waren schon schrecklich, aber die frommen Maler und Baumeister waren doch noch schrecklicher. »Beten und betteln« war mal ganz hübsch, als es noch ehrlich und naiv war. Aber jetzt! Unter herzlichsten Wünschen und Empfehlungen Ihr

Th. Fontane.

23. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

[Berlin, um 1891?]

Notiz für Ihren Herrn Gemahl.

In der »Vossischen« von heute (Sonnabend) früh,⁶⁷ finde ich, daß der Stralauer Pastor, wenn er früher in seine kleine Kirche ging, über einen Wassergraben fort mußte. Der Graben war aber nur schmal, so daß er (der Pastor) nur mit dem rechten Fuß ins Wasser kam; – der linke Fuß kam schon wieder drüben aufs Trockne. Darauf hin »daß er trocknen Fußes rüber komme«, hatten ihn die Stralauer, laut Abkommen, auszurüsten und lieferten ihm alljährlich *einen* Wasserstiebel, weil er ja blos mit dem rechten Fuß einzupatschen hatte.

Märkisch comme-il-faut!

24. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 13. Januar 92.

Potsd. Str. 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Ganz ergebensten Dank für die Karte⁶⁸ mit dem dem Namen angehängten »'s« und den so liebenswürdig hinzugefügten Schriftworten.

Ich hoffe kommen zu können und freue mich aufrichtig darauf.

Unter Empfehlungen an Ihren Herrn Gemahl, in vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

25. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

[Berlin, 19.3.1892]

Herzlichsten und ergebensten Dank. Alles krank.⁶⁹ Seit gestern auch meine Frau. Von der Niederlagsstätte aus Ihr

Th. F.

[Adresse der Postkarte:]

Frau Anna

Fritsch geb. Köhne

Berlin.

Keith-Straße 21.

W.

26. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 1. April 92.

Potsd. Str. 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Mit persönlichem mich Vorstellen hat es leider noch gute Wege, mein schriftlicher Dank aber für so viel Liebe und Güte soll nicht länger ausbleiben. Die Maiglöckchen sind, Dank Ihrer Freundlichkeit, in meinem Zimmer nie ausgegangen und hundertmal, wenn ich mich an dem Küstenstrich von Neu=Fundland bis Florida,⁷⁰ den ich nun in der dritten Woche⁷¹ immer vor Augen habe, müde gesehn, habe ich mich, mit einer Linkswendung, an Ihren Blumen aufgerichtet.

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl, wie allen Zugehörigen des Hauses Fritsch.

In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

27. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 18. Mai 92.
Potsd. Str. 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Herzlichsten Dank für so viel Liebenswertes und Schmeichelhaftes, darunter auch eine Einladung zu Tisch im engsten also erquickendsten Kreise. Es läßt sich aber nicht thun, wir wollen Sonnabend früh schon fort,⁷² aber wenn ich auch noch länger bliebe, ich darf so was Hübsches nicht wagen, – mein Zustand ist elend, trotzdem alle Welt findet, ich sehe wohl und gesund aus. Leider weiß ich's besser. Thut Schlesien all die Heilwunder, die ich von ihm erhoffe, so melde ich mich bei meiner Rückkehr, um in Ihrem liebenswürdigen Kreise die Genesung zeigen und besiegeln zu können. Meine Frau empfiehlt sich angelegentlichst. Unter herzlich wiederholtem Dank Ihr ergebenster

Th. Fontane.

Die Kritik im Tageblatt⁷³ ist ein bischen sehr dünn und unbedeutend, Feuilletonredensarten, kein Herzschlag dahinter; aber es ist doch guter Willen und – Lob. Und für die Meisten (oft auch die Klugen) ist das die Hauptsache.

28. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Zillerthal i. Riesengebirge.
Villa Gottschalk.
22. Aug. 92.

Hochverehrte, gnädigste Frau.

Zu dem Schirmacherschen »Ein Baumeister«,⁷⁴ den ich auf Zeit Ihrer Güte verdanke, hat sich vor einigen Wochen – ich weiß nicht durch wen freundlich veranlaßt – ein zweites Exemplar eingefunden und ich könnte nun aus 2 Büchern lesen. Aber es bleibt beim guten Willen, die Kraft fehlt und arm und oede, und vielfach schlaflos, verbringe ich hier die Tage. Seit 13 langen Wochen schon. Statt Genesung Verschlimmerung. Krankengeschichten sind immer langweilig, aber ich konnte nicht ganz davon schweigen, weil es sich, dem Herrn Verfasser und zum Theil auch dem Hause Fritsch gegenüber darum handelt, mein Nichtschreiben über das Buch zu erklären. Leider wird auch die Zukunft nichts bessern; die Tage sind da, von denen es heißt, sie gefallen mir nicht.⁷⁵ Ergehe es Ihnen allen desto besser, empfangen Sie Dank für viele Freundlichkeit und empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl. In etwa 14 Tagen will ich nach Berlin zurück. In vorzüglicher Ergebenheit,

Th. Fontane.

29. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 6. Novb. 92.
Potsd. Str. 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Gestern hatte ich die Freude Ihren Herrn Bruder⁷⁶ zu sehn und bat ihn, Ihnen meine schönsten Grüße zu bringen. Aber was ich ihm nicht mitgeben konnte, das war dies Buch,⁷⁷ das, vor etlichen Wochen schon erschienen, seit eben so lange in Ihren Händen sein sollte. Denn welche nachsichtigere, freundlicher gesinnte Leserin könnte ich mir denken als Sie.

Die Geschichte selbst ist »nach dem Leben« geschrieben, besonders was die Titelheldin angeht. Berlin wimmelt von solchen altberlinischen »Madams«. Unter schönsten Grüßen u. Empfehlungen von Haus zu Haus, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

30. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Hochverehrte gnädigste Frau.

Ich erkannte nicht gleich Ihre Handschrift und rieth, als ich das kleine Billet neben dem Blumenglase sah,⁷⁸ auf einen falschen Namen. Ein Gefühl der Verwunderung ging dabei nebenher. Als ich aber, das Billet öffnend, *Ihren* Namen las, war alle Verwunderung hin – so sehr haben Sie mich verwöhnt. Es ist reizend und bereits sind Vorsichtsmaßregeln getroffen, um diese graziöse Schöpfung schwerlich deutschen Ursprungs, vor deutschen Staubwischhänden nach Möglichkeit zu schützen. Seien Sie schönstens bedankt für diesen neuen Beweis Ihrer Freundschaft und Wohlgeogenheit. Unter besten Empfehlungen von mir und Frau an Sie und Herrn Gemahl, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Berlin

31. Dez. 92

31. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 23. Januar 93.
Potsd. Str. 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Verbindlichsten Dank! Aber es ist nichts mehr mit uns. Seit Beginn des Jahres sind wir Beide wieder krank (natürlich Influenza) und wickeln, bei strengem Stubenarrest, mehr oder weniger mißmuthig die Tage ab. Sobald es mir wieder besser geht, komme ich mich nach Ihrer aller Befinden zu erkundigen und höre dann hoffentlich das Beste. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

32. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 13. März 93.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Lassen Sie mich Ihnen auch schriftlich noch aussprechen, wie hoch erfreut ich bin, am Freitag⁷⁹ unter Ihren Gästen sein zu dürfen. Mit meiner Frau geht es seit gestern nicht gut – einer jener Rückfälle, wie sie, bei dieser Krankheit, sich so leicht einstellen – ich hoffe aber daß es vorübergeht. Mein Befinden läßt zur Zeit wenig zu wünschen übrig, was ich am Freitag durch Appetit und Redefertigkeit zu bethätigen [sic] hoffe.

Meine Frau, für Ihre freundlichen Worte dankend, empfiehlt sich Ihnen. Unter besten Grüßen an Ihren Herrn Gemahl, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

33. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

[Widmungsgedicht, überreicht mit dem Band *Gedichte* (1892)⁸⁰]

Eifrig jede Stunde benützen

Freunde, die fern sind, zu schirmen und schützen

Von dieser schönsten aller Gaben

Lassen auch *mich* Sie den Segen haben.

In Verehrung Ihr

Th. Fontane.

Berlin

7. Juni 93.

34. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 13. Dezb. 93.

Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Ich habe wirklich noch ein Exemplar⁸¹ gefunden und erlaube mir, es Ihnen zu überreichen. Es handelt sich nur um 2 Gentz-Kapitel, beide freilich sehr lang.

1. Wilh. Gentz⁸² S. 136 etc und

2. Alexander Gentz⁸³ (eingeschachtelt in das lange Schlußkapitel Gentz-
rode)

Das weitaus Beste in beiden Kapiteln – und deshalb habe ich den Muth ein bischen zudringlich damit zu sein – rührt von den beiden Brüdern selbst her, die beide, zu ihren mannigfachen Gaben, auch noch die schriftstellerische hatten. Die Aufzeichnungen Beider aus ihren Kinderjahren (nur wenige Seiten) sind vorzüglich; ebenso ist das ganz nach Alexander Gentzschen Mittheilungen – überall citire ich ihn – gefertigte Lebensbild des alten *Grafen Zieten*⁸⁴ S. 542 vielleicht lesenswerth. Allerschönste Empfehlungen Ihren 3 Damen⁸⁵ aus 3 Generationen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

35. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 31. Dezemb. 93.

Potsd. Str. 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Ich habe nun 2 Kannen⁸⁶ als besondere Familienerbstücke: eine aus Oleron, die andre aus der Keithstraße.⁸⁷ So schön diese Keithstraßen= Kanne ist, so leiht ihr doch die Hand, die sie mir gestern unter Blumen bescheert, erst ihren vollen Werth.

Daß Ihr Herr Gemahl noch persönlich kam, war beschämend gütig. Wenn ich, während seines Besuches, vielleicht allerhand krauses Zeug geredet haben sollte, so möge er mich entschuldigen; in einem gewissen Verzweifeln daran, an solchem Tage die ohnehin schwere Kunst der Repräsentation zufriedenstellend ausüben zu können, lasse ich mich auf dem Strom des Unbewußten, wie ein Rückenschwimmer, treiben, nur dann und wann eine Bewegung machend und gänzlich kritiklos darüber verbleibend, wie diese Bewegung ausfällt.

Bringe das neue Jahr Ihnen und den Ihrigen nur Liebes und Gutes. Mit diesem Wunsche, zugleich in vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

36. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 16. Febr. 94.
Potsd. Str. 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Zu unsrem lebhaftesten Bedauern haben wir von der neuen Erkrankung Ihrer Frau Mama gehört, hoffentlich nichts von Bedeutung. Aber selbst im günstigsten Falle, – wir nehmen an, daß sich Gesellschaftlichkeiten vorläufig verbieten und gedulden uns, auf Vorschläge verzichtend, bis Ihre Güte die Wiederherstellung der Frau Mama uns wissen läßt.⁸⁸

Bis dahin und weiter in vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

37. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 1. Okt. 94.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Ich wollte heut kommen und Reise=Ordres⁸⁹ einholen. Der Kopf ist mir aber so dick, dazu Fieber, daß ich doch lieber einbleibe, zumal bei diesem schauderösen Wetter, das zwar ganz leidlich aussieht, aber mit Katarrh gesättigt ist.

Was in den Spätherbst gehört, hat sich diesmal schon im Frühherbst eingestellt und so ist alle Welt erkältet, vielleicht Sie auch, was mir, so sonderbar es klingt, ein Trost wäre.

Denn ich dürfte dann nicht bloß überhaupt auf Zustimmung, sondern auch auf *freudige* Zustimmung hoffen, wenn ich vorschlage, nicht eher abzureisen, als bis wir gesundheitlich ganz im Stande sind.⁹⁰

So gut wird es nun wohl aber für mich nicht liegen, wahrscheinlich sind Sie gut im Stande und so kann ich nur für mich persönlich bitten, den Abreisetag *eventuell* um ein ganz Kleines hinausschieben zu wollen. Ich sage *eventuell*, denn ich werde mich einhalten und von Tee und Hafergrütze leben und hoffe mich dadurch rasch wieder in Ordnung zu bringen.

Meine Frau wollte kommen und statt meiner mündlich Rücksprache nehmen, sie ist aber auch in schlechter Verfassung. Unter ergebensten Empfehlungen an Ihre drei Damen,⁹¹ wie immer Ihr

Th. Fontane.

38. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 21. Okt. 94.
Potsd. Str. 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Das Haus ist hausfrauenlos,⁹² aber trotzdem haben wir den Muth bei Ihnen

anzufagen, ob Sie, das verehrte Paar und Fräulein Tochter,⁹³ uns die große Freude machen wollen, am Donnerstag 6 Uhr⁹⁴ mit uns zu essen. Passen Tag und Stunde nicht, so bitten wir ergebenst eine andre Zeit festsetzen zu wollen.

Wir möchten Sie gern mit dem Sternheimschen Paar⁹⁵ bekannt machen, rechnen auch noch auf 2 junge Herren,⁹⁶ d. h. gute Dreißiger.

In froher Hoffnung und vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

39. Emilie Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin. d. 21. Nov. 94.

Liebe gnädige Frau.

Ich hatte gehofft Ihnen meinen verbindlichsten Dank mündlich aussprechen zu können, daher die Verzögerung desselben. Sie überschütten uns mit Ihrer Güte u. war ich ganz beschämt, daß Sie u. sogar Ihre verehrte Frau Mama, von dem Tage⁹⁷ Notiz nahmen. Wie danke ich Ihnen Beiden für die herzlichen Glückwünsche! Die süße Gabe giebt noch täglich unserem bescheiden Mittagessen ihren besondern Reiz, kennen Sie doch, liebste, verehrte Frau, die kleine, nach dieser süßen Seite liegende Schwäche meines »Dichters«. Denn Dichter war er auch, wie seit 44 Jahren,⁹⁸ an diesem ereignißreichen 70ten, u. beschenkte mich mit einem einfachen Ringe, dazu die Worte:

»An das Leben, an mich, und das Glück

Bind' er Dich noch ein gutes Stück.«⁹⁹

Dies u. so manches andre, was mir an dem Tage Liebe u. Freundschaft gestiftet, hätte ich Ihnen so gern erzählt, damit Sie gesehn hätten, wie dankerfüllten Herzens ich in das »gesetzte« Alter getreten bin. Wie viel Reisetage mir auch noch beschieden sein mögen, – die ganze Reise war eine unverdient schöne. Ihnen u. den lieben Ihrigen darauf begegnet zu sein, war eine besondere Gunst des Schicksals.

Nochmals dankend, auch besonders Ihrer liebenswürdigen Frau Mama, in herzlicher Ergebenheit

Ihre

Emilie Fontane.

40. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 24. Novb. 94.

Potsd. Str. 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Herzlichen Dank. Ich werde 12 Uhr an der Ecke mit dem furchtbaren Gie-

belwandbild: »Schneeschuhläufer« und zu der linken Ecke »der Tourist« sein.¹⁰⁰ Mit mir wahrscheinlich meine Tochter. Die alte Frau will ihre Kräfte schonen, da wir um 6 in eine Gesellschaft müssen. Natürlich bei »Meyer's«.¹⁰¹ Aber trotzdem sehr nett und von uns sehr geliebt.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

41. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 27. Novb. 94.

Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank für Ihre, wie immer, so freundlichen Worte. Das Reichstagsgebäude¹⁰² sähe ich sehr gern und unter Ihrer Führung – sonst ist man immer mehr oder weniger die Kuh vorm neuen Thor – natürlich doppelt gern. Aber ich leide zu sehr unter solchem Wetter, selbst Stube und Bett schützen mich nicht dagegen und so möchte ich denn die Bitte aussprechen dürfen, daß wir es bis auf »milden West« vertagen. Länger als 7 Tage regieren die strengen Herrn nur selten, wenigstens in der Natur.

An Herrn Dr. Schwartz¹⁰³ schreibe ich selbst: Potsdam im Winter – ein schrecklicher Gedanke. Mit Sanssouci und Biche¹⁰⁴ und Junisonne, à la bonne heure.¹⁰⁵ Mit der Bitte mich Ihren hochverehrten Damen empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

42. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 4. April 95.

Potsdamerstraße 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Wir sind glücklich, am 20. dem Cercle intime angehören zu dürfen und gedenken, bei allem Respekt vor dem Hochzeitsmahl, doch auch bei der Trauung¹⁰⁶ zugegen zu sein. Der Titel, der den bloß zum Mahl Erscheinenden zufällt, ist mehr gemüthlich als schmeichelhaft.

Waren Sie es und Fräulein Tochter, denen ich vorgestern im Thiergarten begegnete? Mein Begleiter, Buchhändler Parey¹⁰⁷ (auch Ehrendoktor, aber bloß von Halle, so daß ich den Vorrang behaupte und rechts gehe) faselte mir was von Frau Professor Koebke vor, die *ihn* begrüßt habe, – so aber kann sich meines Herzens Stimme nicht irren.

Unter Empfehlungen an alle die Ihrigen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Tochter Martha kommt erst am 26., wahrscheinlich noch später, aus Meran zurück.¹⁰⁸

43. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 5. Mai 95.

Potsdamerstraße 134. c.

Hochverehrte, gnädigste Frau.

Am Dienstag 6 Uhr wird die Tochter muthmaßlich bei uns landen und wohl, außer Ausstaubung, vor allem das Bedürfniß empfinden, von ihren Abenteuern – zuletzt noch Begegnungen mit ihrem alten (jetzt stark ramponirten) Freunde Stockhausen¹⁰⁹ in Frankfurt – zu erzählen. Vielleicht ist sie auch matt und marode.

So wollen Sie gütigst entschuldigen, wenn wir ausbleiben; ich bin nicht für Familiensimpelei, nur darf man auch nicht ganz damit brechen, wie überhaupt mit keiner Simpelei. Sonst wird man zu klug.

Ihr Herr Gemahl ist hoffentlich heil und glücklich aus Lehde=Leipe¹¹⁰ zurück und hat sich am Naturstil vollgesogen. Ich hätte nichts gegen Wiedereinführung von Blockhäusern mit Moos in den Ritzen und ein paar Steinen auf dem Dach. Die Wissenschaft muß umkehren.

In vorzügl. Ergebenheit Ihr

Th. Fontane,

trotz des Schlußsatzes, *nicht* für Umsturzgesetz.¹¹¹

Meine Frau dankt bestens für die schönen Rosen.

44. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 14. Sept. 95.

Potsdamerstraße 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Wie haben wir bedauert! Meine Frau zu Bett, ich unterwegs, um mir einen Kolossalschnupfen (Mitbringsel von der Reise) zu verlaufen. Wir sollen uns anmelden; wenn Sie gestatten, wählen wir die Form uns zunächst gesund zu melden, wenn dieser Zustand da ist und legen das Weitere in Ihre freundlichen Hände.

Wenn wir uns wiedersehen, hören wir hoffentlich nur Gutes, von Ihnen, Ihrem theuren Gatten und der jungen Frau¹¹² in Mörsingen oder St. Avold, die ich immer verwechsle, trotzdem man ihnen Gleichklang nicht nachsagen kann. Wir waren in Karlsbad,¹¹³ schön wie immer, wenn auch leider an dem 4 wöchentlichen Verkehr mit einem klugen und geistreichen Manne,¹¹⁴ der uns seit 10 Jahren immer dieselben Geschichten erzählt, meine arme Frau tatsächlich erkranken mußte. Sie kann so was nicht aushalten. Und nun gar in

Karlsbad mit der ewig erregten Leber! Unter herzlichen Empfehlungen in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

45. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 21. Sept. 95.

Potsdamerstraße 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Noch immer haben wir kein Lebenszeichen gegeben, weder persönlich noch brieflich. Es liegt daran, daß wir Beide nicht in Ordnung sind, ich erkältet, meine Frau geradezu krank.¹¹⁵ Sie ist aus Karlsbad mit einer unheimlich entwickelten Gallenblase zurückgekehrt, so daß man sagen darf, sie fand dort, was sie hemmen und hindern wollte. Verstimmungen, wie ich Ihnen wohl schon schrieb, wirkten dabei mit. An rasche Wiederherstellung ist gar nicht zu denken. Aber wenn die Mutter auch wahrscheinlich ausfällt, so trifft doch heut über 8 Tage die Tochter wieder ein¹¹⁶ und kann, wenn Sie befehlen, den alten Belisar¹¹⁷ Ihnen zuführen. Wird inzwischen das Wetter besser, so komme ich aber schon vorher und mache einen Versuch Sie zu sehn und zu begrüßen. Unter allen Umständen, ob früher oder später, freue ich mich auf unsre nächste Plauderei.

Unter Empfehlungen von meiner Frau, mit besten Grüßen an Ihren Herrn Gemahl, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

46. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 27. Sept. 95.

Potsdamerstraße 134. c.

Gnädigste Frau.

Heute ist halbverabredeter Rendezvous-Tag in Sankt Hubertus, Grunewald. Auch das Wetter schön. Ich muß aber doch fehlen; der 27. Sept.¹¹⁸ ist ein »kritischer Tag«, der mich zwar auch in ein Stück Grunewald führt, – es ist aber ein Kirchhof.¹¹⁹ Als ich Sie zu sehn und zu sprechen die Freude hatte, hatte ich das nicht gegenwärtig.

Einen neuen Tag mag ich nicht verabreden, ich werde aber demnächst meine Chancen befragen und habe vielleicht das Glück, Sie, sammt Frau Mama und dem Gatten, bei Sankt Hubertus zu treffen. Ich denke mir die Stunden zwischen 4 und 6 die besten.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

47. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 18. Okt. 95.
Potsdamerstraße 134. c.

Gnädigste Frau.

Anbei die arme »Effi«;¹²⁰ in andrem Format, sonst aber dieselbe. Bewahren Sie ihr auch in dieser neuen Gestalt Ihre freundlichen Gefühle. Den Mann (Innstetten) hat neulich eine Freundin als einen »alten Ekel« bezeichnet, was in *so* weit doch einen Eindruck auf mich gemacht hat, als, wenn dies gelten soll, alle Männer eigentlich »alte Ekels« sind, was vielleicht richtig ist, aber doch einer etwas strengen Auffassung entspricht.

Mit der Bitte, mich Frau Mama, wie dem verehrten Gatten empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

48. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 3. Januar 96.
Potsdamerstraße 134. c.

Hochverehrte, gnädigste Frau.

Aus Udine!¹²¹ So giebt es doch noch Ueberraschungen. Aus Venedig, aus Florenz – oder wie dann die Leute gerne schreiben »aus Firenze« – ja, das kommt vor. Aber Udine! Indessen, wie immer auch, daß es ein staub= und windfreier Platz ist, macht mir den Ort lieb, ganz abgesehn von dem größeren Vorzug, daß er Sie jetzt beherbergt. Die Zeit bis zum März hin, wird mit jedem Tage schöner werden, denn in Tivoli¹²² – bei welchem Wort sich das »Steuerhaus« und die »Bockbrauerei« sofort unangenehm vordrängen, denn es sind ja Berliner – in Tivoli blühen Ende Januar schon die Anemonen und was Rom kann, wird der schöne Winkel an der Adria auch können.

Mit Ihrem Herrn Gemahl als Reisemarschall nach Italien!¹²³ Ja, das lockt. Aber ich war in Italien jedesmal recht krank und als ich das dritte Mal hin wollte, sagte mir mein alter Geheimrath Pancritius,¹²⁴ der fast so komisch war wie sein Name: »Nach Italien? Denn nehmen Sie sich Ihren Sarg man gleich mit.« Das hat denn doch einen Eindruck auf mich gemacht und die Reiselust nach Italien ist mir vergangen. Aber wenn ich mit Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl 'mal ein paar Sommerwochen in der Schweiz oder Oberbaiern oder Tirol zubringen könnte, so wäre das ganz herrlich. Allein, oder auch als Ehepaar, in den entsprechenden Nestern herumsitzen, ist entsetzlich langweilig und steht noch tief unter Tegel und Saatwinkel, aber in anmuthiger Gesellschaft – nicht mit aufgepickten fragwürdigen Reisegestalten – auf den Rigi zu steigen oder über den Stahrenberger [sic] See zu fahren, *das* lasse ich mir gefallen.

Ihre Frau Mama schickte mir einen wunderschönen Baumkuchen, Ihr Herr

Gemahl kam persönlich, eine große Güte, da er überhäuft ist mit Arbeit und Geschäften.¹²⁵ Den Tag drauf durfte meine Frau eine halbe Stunde in Ihrem Hause¹²⁶ verplaudern. Ergeh es Ihnen gut, gnädigste Frau, und bewahren Sie Ihre wohlwollenden Gesinnungen Ihrem ganz ergebensten

Th. Fontane.

[Adresse des Briefumschlags:]

Frau

Anna Fritsch

geb. Köhne. z. Z.

Udine.

(Ober=Italien.)

49. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 20. Febr. 96.

Potsdamerstraße 134. c.

Hochgeehrter Herr.

Die Wochen, wo Leute von Distinktion zu jedem Tage 3 mal eingeladen sind, sind seit Fastnacht vorüber und da kriechen denn die Kleinen aus dem Loch und fragen an: »wie wär' es?« Am Sonntag¹²⁷ um 6 wollen ein paar Herren und Damen bei uns essen und es würde uns hoch erfreuen, wenn wir auch Sie erscheinen sähen. Dürfen wir drauf rechnen? Unter vielen Empfehlungen an die Frau Mama, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

50. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 21. April 96.

Potsdamerstraße 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Mit sehr betübtem Gesicht die Meldung: wir sind Beide krank. Als sich meine Frau gestern legte, lebte ich, bei eigenem schlechtem Befinden, immer noch der Hoffnung »wenn sich diese niederlegt, wird sich *der* erheben.«¹²⁸ Aber es kam anders und ich bin nun auch vergrippt oder doch so was Aehnliches. Denn vor Grippe habe ich einen heiligen Respekt und male sie nicht gerne an die Wand.

Wir sind beide außer uns, denn wir, deren Programm sonst so leer und weiß ist wie die Tanzkarte einer alten Jungfer, waren diesmal an 3 Tagen hintereinander engagirt: 22. Fritsch, 23. Heyden¹²⁹ (mit Hochberg¹³⁰ als *morceau de résistance*¹³¹) 24. gemeinschaftliche Partie nach der Treptower Ausstellung.¹³² Das fällt nun alles in den Brunnen. Wochenlang sitzt man ein wie ein Dienstmädchen und wenn der Sonntag kommt, regnet es.

So wie wir wieder im Stande sind, versuchen wir Sie zu sehn. Ich bin so neugierig von Ihren italienischen Tagen zu hören. Tochter Martha¹³³ ist heut in Verona, in Colomba d'oro,¹³⁴ was sehr forsch klingt, aber doch nicht ausreichend, den ehemaligen Elus=spannungscharakter zu verdecken; geadelter Schlächtermeister.¹³⁵

Unter herzlichen Empfehlungen an Gemahl und Frau Mama in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Pardon; ich habe eben mit diesem Briefe die dicke übertintige 1 auf dem Couvert geschrammt.

51. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Berlin 6. Novb. 96.

Potsdamerstraße 134. c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Wir 2 Alten sind recht elend, ich diesmal mit einem Grippe=Zustand an der Spitze. So bleibt nur die Tochter gefechtsfähig übrig, zu deren Sprechanismus ich das Vertrauen habe, daß sie das Manco wett macht und die Familienfahne hochhält. »In diesem Zeichen wirst Du siegen.«¹³⁶

Ich bin sehr mißgestimmt über diesen Zwischenfall und wollte, die Grippe hätte noch ein bischen gewartet und einen Strich durch andere Rechnungen gemacht. Es ist überall gut, aber irgendwo ist es am besten.

Alles Weitere mündlich von beredten Lippen.

Unter besten Empfehlungen an die Frau Mama und den verehrten Gatten, den ich seit Aeonen nicht gesehn, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

52. Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Sonnabend.

24. April 97.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Wie haben meine Damen bedauert, daß sie um die Freude Ihres Besuches kamen! Von *mir* schweigt die Weltgeschichte. »Verbiere Du dem Seidenwurm zu spinnen«¹³⁷ ich könnte vielleicht so citiren, wenn nicht mein Arbeitskostüm allem Seidenwurmmäßigen so kraß widerspräche.

Paßt Freitag? passt Sonnabend? Wir können am einen wie am andern Tage. Stunde bestimmen Sie gütigst. – Gleich danach verschwindet die Tochter von der Bildfläche, um in Elsenau (Posen)¹³⁸ den Frühling einziehn zu sehn. In vorzügl. Ergebenheit

Th. Fontane.

53. Martha Fontane an Anna Fritsch-Köhne

Augusta-Bad d. 9. Juli. [1897].

9 Uhr morgens.

Liebe Frau Fritsch.

Soeben treffen Ihre Zeilen bei uns ein u. nehmen uns jede Hoffnung. Meine lieben Alten sind fast geschlagener wie ich, weil sie fest an Ihr Kommen geglaubt hatten.¹³⁹ Mich trifft nur das Altgewohnte, Herkömmliche; ich habe ein schönes, glücksvolles Leben – aber Wünsche erfüllen sich mir nicht. Wäre ich weise ich hätte mir das Wünschen längst abgewöhnt. – Ohne Ihrem Rheumatismus eine allzu lange Dauer zuzumessen, halte ich es immerhin für möglich, daß ich Sie in Berlin gerade noch erwische, damit der »Draht« zwischen uns doch nicht gar zu lange gerissen wird. Jedenfalls versuche ich es, Sie Mittwoch zwischen 5 – 8 zu sprechen.

Was nun Ihren freundlichen Vorschlag (von Ihrer lieben Frau Mutter beschämend unterstützt) hinsichtlich Thüringens betrifft, so will ich nur von vornherein ein muthiges Nein aussprechen. Ich würde gar zu viele Menschen die mir Vorschläge und Einladungen zugehen ließen kränken u. es muß Ihnen ja lieb sein im Hinblick auf eine hoffentlich gemeinsame Zukunft zu beobachten, daß ich eine rücksichtsvolle *alte* Freundin bin. – Ich werde während der Karlsbader 3 Wochen¹⁴⁰ theils in Berlin, theils in Warnemünde¹⁴¹ sein und mich in der Hauptlebensbeschäftigung: im Entsagen, weiter ausbilden.

Von meinen Eltern kann ich zu meiner Freude eigentlich ausschließlich Gutes melden, sie arbeiten beide fleißig¹⁴² und sind nach wie vor mit ihrem Aufenthalt zufrieden. Als rauschendes Vergnügen haben wir neulich in der »goldenen Kugel« einer Tanzstunde beigewohnt und mit heiterem Kummer wieder die Abwesenheit jeglicher Grazie beim Norddeutschen konstatirt. Ein kleines blondes Mädchen, das den Bauch vorstreckte und mit ernster unbeweglicher Miene die schwere Arbeit der Quadrille¹⁴³ leistete war die Krone; ihre *révérence prolongée*¹⁴⁴ sah aus, wie wenn ein mit Hexenschuß behafteter einen Fingerhut unter dem Sopha hervorholen muß.

Unsere Vergnügungen sind billig u. bestehen hauptsächlich in Redeseligkeit. Ich (Sie werden lachen!) sehne mich manchmal nach einem Trappisten-Kursus¹⁴⁵ aber ich kann meinem lieben Vater nichts anderes anthun wie: reden und reden lassen.

Berlin ist vorläufig für uns mit dem Gedanken an Staub, Hitze, Todesfälle¹⁴⁶ und Friedel¹⁴⁷ verbunden; aber man muß eben das Pensum artig weiter abarbeiten, und es giebt ja Lichtpunkte; Ihr schöner rother Tischläufer, eine schlanke Vase mit Anemonen, die Privat- [ungesicherte Lesart] Rheinweingläser, *Menschen* und der *genius loci* – das muß man sich eben durch saure Wochen verdienen.

Werden Sie schnell gesund, grüßen Sie Ihren Mann, Ihre Frau Mutter und die schöne Else und gedenken Sie in verwöhnender Milde weiter

Ihrer alten

Martha Fontane.

54. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Hochgeehrter Herr.

Empfangen Sie auch von mir noch die Versicherung herzlichster Theilnahme,¹⁴⁸ der nur das Gefühl endlicher Erlösung einer Schwerheimgesuchten als Trost zur Seite steht. Wovor das Leben sonst erschrickt, das war das hier zu Wünschende. Wenige, die ich gekannt, haben mehr gelitten. Mit der Bitte mich der Frau Mama wie den Geschwistern¹⁴⁹ bestens empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Berlin

19. Novemb. 97.

55. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Lassen Sie mich Ihnen, hochgeehrter Herr und Freund, aussprechen, daß heute drei Menschen¹⁵⁰ in der dritten Etage von Potsdamerstraße 134. c. Ihrer in Anhänglichkeit und herzlicher Theilnahme gedenken. Ich bin für Einsamkeit, aber es giebt doch Tage, wo sie schwer auf einem lastet. Mit besten Wünschen für ein neues Leben im neuen Jahr, Ihr

Th. Fontane.

Berlin

24. Dezb. 97.

56. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Hochgeehrter Herr u. Freund.¹⁵¹

Ich hatte vor, mich heute Abend (bei Geh.R. Eggert)¹⁵² wegen meiner Schlafsucht bei Ihnen zu entschuldigen; da ich aber nicht sicher bin, Sie dort zu treffen, so ist es doch besser, ich thu es in ein paar Zeilen. Rasch in Rock und Hose fahren, war nie meine Force, immer langsam voran; und nun gar jetzt ist mir der letzte Rest von Flinkheit abhanden gekommen. Wie beneide ich Mommsen,¹⁵³ der noch mit 80 auf Leitern klettert und Inschriften liest. Auf das Letztre wollt' ich verzichten, aber das Klettern!

In der Hoffnung Sie heute *doch* noch zu sehn, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

Berlin

12. Januar 98.

57. Emilie Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin d. 2. Fbr. 98.

Lieber Herr Fritsch.

Aus unsrer kleinen Geburtstagsfeier am 5ten d.¹⁵⁴ kann leider nichts werden, da meines Mannes Husten¹⁵⁵ wieder so zugenommen hat, daß er jegliche Aufregung, namentlich sprechen, vermeiden muß. Ich hoffe jedoch, aufgeschoben ist nicht aufgehoben u. wir können auch später auf Ihre freundliche Zusage hoffen.

Herzlich ergeben

E. Fontane.

58. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Berlin 5. Febr. 98.

Potsdamerstraße 134. c.

Theuerster Fritsch.

Ich muß mich bei Ihnen entschuldigen, daß ich so gar kein Lebenszeichen gebe und es der Tochter überlasse (vielleicht[*t*] versagt auch *die*) Ihnen von Rostock aus¹⁵⁶ zu erzählen, wie's Potsdamer 134 c. eigentlich aussieht. Mit der Frau geht es leidlich, was Sie daraus entnehmen wollen, daß sie heute bei Brahm¹⁵⁷ Brahm's Geburtstag, – der sich ein halbes Dutzend Stroh Wittwen und einige Stroh Wittwer zu diesem Zwecke eingeladen hat, – mitfeiern hilft; mit mir aber steht es nach wie vor schlecht, wobei Husten und Asthma bloße Nebengrößen sind. Eigentlich ist eine totale Pleite da, so groß, daß ich nicht einmal einen Leitartikel lesen kann. Bedauern Sie mich und wenn es Ihre Zeit zuläßt, kucken Sie freundlichst mal vor. Meine Frau kann ja das Sprechen an meiner Statt übernehmen.

In herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane

Von Martha hören wir wenig; ihre Briefe, wie in der Ordnung, haben ein andres Ziel.

59. Theodor Fontane an K. E. O. Fritsch

Weißer Hirsch b. Dresden.
15. Juni 98.

Theuerster Fritsch.

Für welchen Ort ich mich auf der Adresse auch entscheiden mag, es bleibt eine Kofferbeschwer und vielleicht sogar ein Ueberfrachtsgegenstand. So führt sich das Buch¹⁵⁸ denn ziemlich bedrohlich bei Ihnen ein. Aber Sie werden es seinen Verfasser nicht entgelten lassen.

Es geht uns nach wie vor gut hier und zu herzlichster Freude hören wir auch durch die Tochter¹⁵⁹ von Ihrem rasch zunehmenden Wohlbefinden. Immer wieder die Wahrnehmung: die gute Luft ist kein leerer Wahn¹⁶⁰ und ein guter Balkon auch nicht, wobei ich nicht bloß an den unsrigen, sondern auch an den in der Elsholtzstraße¹⁶¹ denke, mit der Magnolia in Front.

Ergeh' es Ihnen weiter so gut und steigern sich's in Gastein¹⁶² bis zur Erkletterung irgend einer Martinswand,¹⁶³ deren es dort ja wohl etliche geben wird. Schlimmstenfalls kann Sie ja Martha herunterholen. In herzlicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Ich gratuliere zu dem hübschen Bertrich=Gedicht.¹⁶⁴ Alles sehr kunstvoll abgerundet. Aber die volle Freude daran (womit ich unsre Damen nicht als »etwas zu ruhig« denunciren will) hat immer nur »der von Fach«, der weiß wie schwer das alles ist.

60. Emilie Fontane an K. E. O. Fritsch

Karlsbad.¹⁶⁵ d. 20. Aug. 98.

Lieber Fritsch.

Da ich nicht vermuthe, daß Martha Ihnen auch Mittheilungen über ihren äußeren Menschen macht, so hoffe ich Ihnen eine kleine Freude zu machen, wenn ich Ihnen erzähle, daß sie sich so wohl fühlt, wie wir es nur wünschen können u. es mir jeden Morgen eine Freude ist, wenn sie frisch u. munter u. wohl u. gut aussehend, mit mir zur Brunnenpromenade antritt. Ich kann nur wünschen, daß es ihr, bei ihren ferneren Reisen ebenso gehen möge.¹⁶⁶ – Mit besten Grüßen, auch von unserm Dichter

Ihre E. Fontane.

[Adresse der Correspondenz-Karte:]

Herrn K. E. O. Fritsch

Berlin.

Elßholzstr. 10.I.

Anmerkungen zur Einführung

- 1 Unveröffentlichter Brief von K. E. O. Fritsch an die Tochter Annie Scheller-Fritsch und die Schwester Therese Fritsch, 19. September 1897 (Nachlass Familie Fritsch und Erben, Privatbesitz).
- 2 Unveröffentlichter Brief von K. E. O. Fritsch an Tochter Annie und ihren Mann Wilhelm Scheller, 24. Juli 1898 (Nachlass Familie Fritsch und Erben, Privatbesitz).
- 3 Ebd.
- 4 Martha Fontane an Paul Heyse, 26. September 1898. In: *Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz*. Hrsg. von REGINA DIETERLE. Berlin, New York 2002. Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft. Bd. 4. (= Familienbriefnetz), S. 510 (Brief 325).
- 5 Ebd., S. 511 (Brief 325).
- 6 Vgl. *Theodor Fontanes Briefe an seine Familie*. Hrsg. von K. E. O. FRITSCH. 2 Bde. Berlin 1905. – Zur Editions-geschichte dieser Briefe vgl. REGINA DIETERLE: *Die Tochter. Das Leben der Martha Fontane*. München 2006, S. 327–330 (Kapitel »Die Edition der ›Familienbriefe‹, 1905«).
- 7 Unveröffentlichter Brief von Anna Fritsch-Köhne an die Stieftochter Annie Scheller-Fritsch, 4. Juni 1894 (Nachlass Familie Fritsch und Erben, Privatbesitz).
- 8 Vgl. *Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung [An seine Freunde]*. Hrsg. von OTTO PNIOWER und PAUL SCHLENTHER. 2 Bde. 1910 [Ges. Werke, 2. Serie, Bd. 10 u. 11], hier: Bd. 2, S. 282–283 u. S. 315–316.
- 9 Friedrich Schmidt hat die Briefe selbst ersteigert in der Auktion vom 9. Oktober 1933 der Berliner Autographenhandlung Hellmut Meyer & Ernst (vgl. Landes-geschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V., Berlin, Archiv: Sign. C 5 A / 6).
- 10 Vgl. REGINA DIETERLE: *Familie Fontane und Familie Fritsch. Unbekannte Briefe, Gelegenheitsgedichte, Dokumente, Fotografien*. In: *Fontane Blätter* 2001/72, S. 178–180.
- 11 Von den 60 Korrespondenzen, die hier zur Veröffentlichung gelangen, sind 50 zuerst in einer limitierten Kunstaussgabe erschienen. Vgl. *Theodor Fontane: Briefe an Karl Emil Otto Fritsch und Anna Fritsch-Köhne. 1882–1898*. Erstmals veröffentlicht und mit einem Nachwort versehen von REGINA DIETERLE. Mit 12 Lithographien von WILLI-PETER HUMMEL. Tabor Presse, Berlin 2006. Einmalige Auflage von 130 signierten Exemplaren : 100 Exemplare (1–100) arabisch, 30 Exemplare (I–XXX) römisch nummeriert.
- 12 Vgl. *Die Briefe Theodor Fontanes*. Verzeichnis und Register. Hrsg. von CHARLOTTE JOLLES und WALTER MÜLLER-SEIDEL. München: Carl Hanser 1988. (Hanser-Briefverzeichnis=HBV), S. 398 (Brief 84/6 – s. Anm. 29), S. 589 (Brief 92/11) u. S. 627 (Brief 94/49).

Anmerkungen zu den Briefen

Standort der Handschriften: Originalbriefe Nr. 1–12, Nr. 14–21, Nr. 23, Nr. 24, Nr. 26–47, Nr. 49–53, Nr. 55–60 (Familie Fritsch und Erben, Privatbesitz), Originalbriefe Nr. 13, Nr. 22, Nr. 25, Nr. 54 (Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V., Berlin, Archiv: Sign. C 5 A / 3 a, Bl. 1 r u. Bl. 2 v – HBV, Brief 88/7; Sign. C 5 A / 3 b, Bl. 1 r u. 2 v – HBV Brief 91/4; Sign. C 5 A / 3 c, Postkarte mit Blaustift – HBV, Brief 92/42; Sign. C 5 A / 3 d – HBV, Brief 97/136); Kopie des Originalbriefes Nr. 48 (Theodor-Fontane-Archiv, Sign. Ca 1820 – HBV, Brief 96/11, Originalbrief in Privatbesitz. Der Besitzer konnte bisher leider nicht ermittelt werden. Bei Besitzansprüchen bitte ich um Kontaktaufnahme mit der Redaktion.)

- 13 Architekt Karl Emil Otto Fritsch (1838–1915) war Redakteur, Herausgeber und Teilhaber der unabhängigen *Deutschen Bauzeitung. Organ des Verbandes Deutscher Architekten- und Ingenieurvereine*, die er 1866 zusammen mit anderen Berliner Architekten gegründet hatte. Die Zeitung erschien wöchentlich, zum ersten Mal am 5. Januar 1867.
- 14 Gustav Stier (1807–1880), Schinkel-Schüler, angesehener Berliner Architekt.
- 15 Baurat und Architekt Franz Schwechten (1841–1924), u. a. Erbauer des Anhalter Bahnhofs (1875–1880) und der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche (1891–1895). Emilie und Theodor Fontane waren auch mit seiner Mutter bekannt.
- 16 Wilhelm Hensel (1794–1861), Maler und Radierer in Berlin. Vgl. THEODOR FONTANE: *Trebbin und Wilhelm Hensel*. In: *Vossische Zeitung*=VZ vom 2. und 9. Juni 1872, Sonntags-Beilage, Nr. 22 und Nr. 23, und *Wilhelm Hensel*. In: VZ vom 23. Juni 1872, Sonntags-Beilage, Nr. 25, sowie *Wilhelm Hensel*. In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 4. *Spreeland*, S. 423–436. Die Nationalgalerie Berlin zeigte 1981 Hensels preußische Porträts in einer Ausstellung von CÉCILE LOWENTHAL-HENSEL; vgl. den Ausstellungskatalog *Preußische Bildnisse des 19. Jahrhunderts. Zeichnungen von Wilhelm Hensel*. Berlin 1981.
- 17 Vgl. THEODOR FONTANE: *Dreilinden*. In: VZ vom 25. Dezember 1882 bis 1. Januar 1883, Morgenausgabe, Nr. 603, 605, 607, 609, 611 und Nr. 1/1883. – Die Druckangaben zu den Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln sind jeweils entnommen: WOLFGANG RASCH: *Theodor Fontane. Bibliographie. Werk und Forschung*. 3 Bde. Berlin, New York: Walter de Gruyter 2006, hier Bd. 1, Kapitel A 7: *Veröffentlichungen in Zeitschriften und Zeitungen von 1839 bis 1898*.
- 18 Hendrik Georg Graf von Perponcher-Sedlnitzky (1771–1856), französischer Feldherr in den Napoleonischen Kriegen; Verbleib des Porträts unbekannt. Graf von Perponcher-Sedlnitzky lebte in Berlin und war hier lange Jahre als niederländischer Gesandter tätig. 1821 wirkte er mit seiner Frau am Hoffest »Lalla Rookh« mit (vgl. GBA, wie Anm. 16, S. 424 ff.), auch bei dieser Gelegenheit wurde er – zusammen mit seiner Frau – von Hensel gezeichnet.

- 19 Gemeint ist der liberal-fortschrittliche Politiker Heinrich Alexander Freiherr von Arnim-Suckow (1798–1861), der während der Märzrevolution von 1848 kurzfristig Außenminister der konservativen preußischen Regierung war; Verbleib des Porträts unbekannt.
- 20 Der Umritt erfolgte am 21. März 1848. Unter dem Eindruck der Barrikaden und der Unruhen auf den Straßen Berlins war König Friedrich Wilhelm IV. in Begleitung seiner Minister und Generäle sowie den königlichen Prinzen feierlich durch die Hauptstadt geritten und hatte sich in einer Proklamation für die deutsche Einheit unter der Führung Preußens stark gemacht. Ritt und Proklamation gingen wesentlich auf das Wirken Arnim-Suckows zurück.
- 21 Im Königlichen Schauspielhaus wurde *Klytämnestra* gespielt (19. Januar 1883). Vgl. THEODOR FONTANE: *Klytämnestra, Tragödie in 5 Akten von Georg Siegert*. In: VZ vom 21. Januar 1883, Morgenausgabe, Nr. 35.
- 22 Christian Tangermann (Westf. um 1760–1830), ursprünglich Schuhmacher, dann Maler und Zeichner, lebte längere Zeit in Berlin; Gründungsmitglied des Berlinischen Künstler-Vereins; berühmt für seine Porträts preußischer Persönlichkeiten, bevorzugte die Bildnisminiatur und das Pastell. Vgl. die undatierte Autobiographie in: REIMAR F. LACHER: *Künstler(auto)biographien*. In: *Berliner Klassik. Eine Großstadtkultur um 1800/Online-Dokumente*. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, http://www.berliner-klassik.de/publikationen/werkvertraege/lacher_autobiografien/lacher_biografien.pdf, S. 73–78.
- 23 Fontane hat die Idee nicht verwirklicht.
- 24 26. Januar 1883.
- 25 Nicht ermittelt.
- 26 Marie Köhne geb. Ninow (1825–1906); in zweiter Ehe (geschlossen am 2. Juli 1851) verheiratet mit Amtsgerichtsrat Karl Friedrich Theodor Köhne (1818–1880) in Neustettin. Seit der Eheschließung ihrer Tochter Anna (kirchliche Trauung am 21. Februar 1882 in Berlin) lebte sie bei der Familie Fritsch.
- 27 Am Donnerstag, den 7. Februar 1884 wurde Schillers *Maria Stuart* gespielt; vgl. THEODOR FONTANE: *Maria Stuart, Trauerspiel in 5 Akten von Schiller. Herr Nesper, vom Herzoglichen Hoftheater in Meiningen, als zweite Gastrolle*. In: VZ vom 9. Februar 1884, Morgenausgabe, Nr. 67.
- 28 Der Gastschauspieler Johann Nesper (1844–1929) sei zwar ein schöner Mann, urteilte Fontane, aber kein Künstler (vgl. HFA III/2, S. 1101).
- 29 Fontane hatte am 24. Januar 1884 eine Einladung absagen müssen. Er hatte an Anna Fritsch-Köhne die Zeilen gerichtet: »Gnädigste Frau./ Verzeihen Sie mir, wenn ich morgen fehle. Schon am Montag als ich die Freude hatte Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl zu begegnen, war ich stark erkältet, rechnete aber bis Freitag auf Besserung. Statt dessen ist es schlimmer geworden, so daß ich seit

- Tagen von Emser Krähnen und Hafergrütze lebe. Zur Steigerung der Calamität muß ich heut Abend ins Theater, weil an Vertretung nicht zu denken ist, und sehe mithin morgen einem doppelt erbärmlichen Tage entgegen. So wie mir wohler ist, erlaube ich mir bei Ihnen vorzusprechen und mein Bedauern über die Störung die ich vielleicht verursache, zu wiederholen./ Unter ergebensten Empfehlungen an Ihren Herrn Gemahl in vorzüglicher Ergebenheit/ *Th. Fontane.*« (*Theodor Fontane: Briefe aus den Jahren 1856–1898*. Hrsg. von CHRISTIAN ANDREE. Berlin 1875, Brief Nr. 31, S. 29). Es handelt sich um den bisher einzigen veröffentlichten Brief von Theodor Fontane an Anna Fritsch-Köhne (vgl. HBV, Brief 84/6).
- 30 Gemeint sind neben Anna Fritsch-Köhne und ihrer Mutter Marie Köhne-Ninow (wie Anm. 26) vielleicht auch die beiden Töchter von K. E. O. Fritsch aus erster Ehe, die mit im Haushalt lebten: die damals 13-jährige Marie (1870–1886) sowie die 12-jährige Annie (1872–1945, bei Waren vermisst). Marie starb unerwartet am 18. April 1886 an Herzversagen.
- 31 Paul Wallot (1841–1912), Architekt, Erbauer des Reichstagsgebäudes (1884–1894), ein enger Freund von K. E. O. Fritsch.
- 32 Ein Freund der Familie Fritsch; Genaueres nicht ermittelt.
- 33 THEODOR FONTANE: *Unterm Birnbaum*. Verlag Müller-Grote. Berlin 1885. Entstehung 1883 bis April 1885. Vorabdruck in der Familienzeitschrift *Gartenlaube* (August bis September 1885, Nr. 33–41).
- 34 Benannt nach der Familie Hankel, die am Südende des Zeuthener Sees eine große Fischerei betrieb; Schauplatz der Liebesgeschichte in Fontanes Roman *Irrungen, Wirrungen*. Vater und Tochter weilten hier vom 29. April bis etwa 13. Mai 1885. Wegen Theaterverpflichtungen reiste Fontane zwischendurch nach Berlin.
- 35 Das Königliche Schauspielhaus gab am 3. Mai 1885 *Wallenstein's Tod* von Schiller; vgl. THEODOR FONTANE: *Wallenstein's Tod, Trauerspiel in 5 Akten von Friedrich Schiller*. In: VZ vom 5. Mai 1885, Morgenausgabe, Nr. 205.
- 36 Martha Fontane (1860–1917), die einzige Tochter, war Anfang April ernsthaft erkrankt und hatte ihre Stelle als Mädchenschullehrerin aufgeben müssen. Bis zu ihrer Verheiratung mit K. E. O. Fritsch lebte sie abwechselnd bei den Eltern oder bei Freundinnen in Mecklenburg und Vorpommern.
- 37 Die 300 Krieger von Sparta sind sprichwörtlich geworden. Sie sollen im zweiten Perserkrieg (5. Jh. v. Chr.) gekämpft haben bis zuletzt und gestorben sein wie große Helden.
- 38 Anspielung auf die Erzählung *Die Vierhundert von Pforzheim* von KARL AUGUST FRIEDRICH VON WITZLEBEN (1773–1839, Pseudonym A. von Tromlitz). Der Autor galt wegen seiner zahlreichen historischen Romane und Erzählungen als der ›deutsche Scott‹.

- 39 K. E. O. Fritsch hatte 1885 eine Auswahl seiner Gedichte in 200 Abzügen drucken lassen und sie Freunden und näheren Bekannten als Geschenk überreicht. Vgl. KARL EMIL OTTO FRITSCH: *Gelegenheits=Dichtungen*. Berlin 1885 (Privatdruck).
- 40 George Fontane (1851–1887), der älteste Sohn, war am 24. September im Alter von erst 36 Jahren gestorben. Todesursache war ein Blinddarmdurchbruch. Näheres vgl. DIETERLE (2006), wie Anm. 6, S. 236–238.
- 41 Rollo Köhne. Genaueres nicht ermittelt. Nur soviel: Er war jünger als Anna Fritsch-Köhne und stand ihr besonders nahe.
- 42 Elisabeth Rodatz-Köhne (1862–1944). Sie war verheiratet mit Hans Rodatz (1857–1910).
- 43 Marie Köhne-Ninow (wie Anm. 26).
- 44 Vermutlich hatte Marie Köhne-Ninow im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 einen Sohn (aus erster Ehe) verloren. Genaueres konnte nicht ermittelt werden.
- 45 Vermutlich eine entsprechend bebilderte Tischkarte beim Diner, für das sich Fontane bedankte.
- 46 Das Ehepaar Böckmann war mit zu Tisch geladen gewesen. Vgl. auch Brief 14 u. Anm. 48.
- 47 Vgl. THEODOR FONTANE: *Irrungen, Wirrungen*. Verlag F. W. Steffens. Leipzig 1888, vorabgedruckt in: VZ vom 24. Juli bis 23. August 1887. Der Roman, der Anfang 1888 in Buchform erschienen war, hatte u. a. wegen der in Hankels Ablage spielenden Liebesszene die bürgerliche Leserschaft empört. Junge Kritiker wie Paul Schlenther (1854–1916) und Otto Brahm (1856–1912) sprachen aber ihre vorbehaltlose Anerkennung aus. Vgl. auch Anm. 157.
- 48 WILHELM BÖCKMANN: *Reise um die Welt. Gedruckte Briefe*. 1886 (Privatdruck). Baurat Wilhelm Böckmann (1832–1902) war ein Freund von K. E. O. Fritsch und Mitbegründer der *Deutschen Bauzeitung*. Am 3. Februar 1888 schrieb Fontane an Georg Friedlaender: »Heute vor 8 Tagen war ich in einer Gesellschaft mit Baurath Boeckmann zusammen, der über Japan geschrieben und durch gedruckte Briefe einige Unannehmlichkeiten gehabt hat.« Ähnlich war es Friedlaender mit seinen gedruckten Erinnerungen *Aus den Kriegstagen 1870* ergangen und so fuhr Fontane fort: »[...] seit Ihrer Publicirung höre ich nur noch von ähnlichen Schicksalen in ähnlicher Situation. Ich erzählte ihm Ihr Loos, er war neugierig und ich schickte ihm das Büchelchen [*Aus den Kriegstagen 1870*]. Wenn ich was höre, ich sehe ihn freilich sehr selten, so schreibe ich es Ihnen.« – In seiner Liste »Beste Bücher« (1889) nennt Fontane an 71. und letzter Stelle: »Boeckmann, Reise nach Japan; Briefe an seine Frau (nur als Manuskript gedruckt).« (NFA XXI/1, S. 499).
- 49 Wahrscheinlich eine Anspielung auf Friedrich Hebbels bürgerliches Trauerspiel *Maria Magdalena* (1844). Dort heißt der berühmte Schlusssatz von Meister

- Anton: »Ich verstehe die Welt nicht mehr!« (3. Akt, 11. Szene). Fontane zitiert nach dieser Stelle auch in einem Brief an Emilie Fontane: »[...] »Ich verstehe diese Zeit nicht mehr«, sagt der alte Tischlermeister in Hebbels »Maria Magdalena«.« (3. Juni 1878).
- 50 Sprichwörtliche Wendung. Am 2. Dezember 1805 schlugen die napoleonischen Truppen bei Austerlitz Österreich und Russland, dabei erschien gegen 9 Uhr die »Sonne von Austerlitz« und lichtete den Nebel über dem Schlachtfeld, was Napoleon zum entscheidenden Sieg verhalf.
- 51 Zeile aus THEODOR FONTANE: *Lebenswege*. In: *Gedichte* 1889, vgl. GBA *Gedichte*. Bd. 1. 2. Aufl. 1995, S. 28–29, zitiert nach Paul Gerhardt (*Nun ruhen alle Wälder*).
- 52 7. November 1889.
- 53 Bildliche Rede. Unter dem Titel *Der hinkende Bote* erschien eine Vielzahl von Volkskalendern im vorindustriellen Europa des 17.–19. Jahrhunderts.
- 54 In der ersten Theatersaison der *Freien Bühne* unter Leitung von Otto Brahm (vgl. Anm. 47 u. 157) wurde am 26. Januar 1890 Tolstois *Die Macht der Finsternis* gespielt. Vgl. THEODOR FONTANE: *Freie Bühne*. In: VZ vom 27. Januar 1890, Abendausgabe, Nr. 44.
- 55 Vgl. K. E. O. FRITSCH: *Stil-Betrachtungen*. In: *Deutsche Bauzeitung* (Nr. 24, Juni 1890), wiederabgedruckt in: *Kunsttheorie und Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts in Deutschland*. Texte und Dokumente. Bd. II: *Architektur*. Hrsg. von WOLFGANG BEYRODT u. a. Stuttgart 1985, S. 110–122. K. E. O. Fritsch hatte Fontane offenbar das vollständige, ungekürzte Manuskript seines Vortrags geschickt, den er am 26. August 1890 in Hamburg gehalten hatte.
- 56 Gemeint ist der Aufenthalt vom 4. August bis 22. September 1890 mit Ehefrau Emilie und Tochter Martha. Die ersten zwei Wochen war auch Sohn Friedrich mit dabei.
- 57 Bisher nicht ermittelt.
- 58 August Stüler (1800–1865) war u. a. »Architekt des Königs« und Mitdirektor der Berliner Bauakademie; K. E. O. Fritsch hatte bei ihm noch Vorlesungen gehört. Die meisten der Stüler'schen Bauten entstanden unter der Bauleitung anderer Architekten, aber nach seinen Plänen. Berliner Hauptwerke: die Alte Nationalgalerie und das Neue Museum.
- 59 Vermutlich hatte K. E. O. Fritsch, der an einer großen Kirchenstudie arbeitete, um Fontanes Hilfe gebeten. Er brauchte Informationen zur Dorfkirche in Liepe. Fontane half möglicherweise mit Angaben aus der dreibändigen *Geschichte des Geschlechts von Bredow* von F. L. W. Bredow-Liepe (1819–1886), Herr auf Liepe. Fritschs Studie erschien noch zu Fontanes Lebzeiten. Vgl. K. E. O. FRITSCH: *Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart*. Berlin 1893. Wegen seinen besonderen Leistungen, dazu zählte auch

- diese Studie, wurde K. E. O. Fritsch 1899 der Professortitel, 1908 die Ehrendoktorwürde verliehen. Sein Werk über den protestantischen Kirchenbau gilt bis heute als Grundlagenwerk.
- 60 Architekt Prüfer wohnte in der Nähe Fontanes, Dessauerstraße 23, und leitete Redaktion und Verlag des Archivs für kirchliche Baukunst. Als Fritsch sich bald darauf an ihn adressierte, verhielt er sich wenig entgegenkommend.
- 61 Fontane war am Dienstag, den 23. Dezember 1890 vor dem Blücher'schen Palais wegen Glätte auf dem Gehweg gestürzt. – Das im Tagebuch erwähnte Datum (»23. November [1890]«, vgl. GBA *Tage- und Reisetagebücher*. Bd. 2, S. 252) hat die Forschung bereits in Zweifel gezogen. Es läßt sich nun definitiv so korrigieren, wie Christian Grawe und der Briefkommentar der Hanser Fontane-Ausgabe es vorgeschlagen haben (vgl. CHRISTIAN GRAWE: *Fontane-Chronik*. Stuttgart 1998, S. 274 und HFA IV/5, S. 731 zu Brief 4/91). Der Hanser Briefkommentar bezieht sich auf einen Brief Fontanes an den Baritonsänger und Chorleiter Felix Schmidt (1848–1927), worin es heißt: »Durch den Unfall, um dessentwillen ich letzten Sonnabend [27. Dezember 1890] auf die Polizei mußte, um protokollarisch zu erklären, daß ich nicht vorhätte einen Strafantrag zu stellen« (der sich gegen den *Fürsten* Blücher wegen nicht Aschestreuens gerichtet haben würde) – durch meinen Unfall habe ich die Meinigen allerdings erschreckt, aber der starke Blutverlust war mir zum Heil und ich fühle mich wohler seitdem.« (Ende Dezember 1890) Schmidt war verwandt mit der Familie Fritsch-Köhne. Seine Frau, die berühmte Sängerin Maria Schmidt-Köhne (1854–1947), war wahrscheinlich die ältere Schwester von Anna Fritsch-Köhne.
- 62 Näheres nicht ermittelt. Der Ausdruck Hebräer gehörte zum antisemitischen Wortschatz.
- 63 Fontane war am 30. Dezember 1890 71 Jahre alt geworden.
- 64 Anspielung auf Schillers Ballade *Der Ring des Polykrates* (1798). Die erste Strophe lautet: »Er stand auf seines Daches Zinnen,/ Er schaute mit vergnügten Sinnen/ Auf das beherrschte Samos hin./ Dies alles ist mir untertänig,/ Begann er zu Ägyptens König,/ Gestehe, daß ich glücklich bin.«
- 65 Der Brief ist nicht nachgewiesen.
- 66 Vgl. Brief 21. Der innere Zusammenhang der beiden Briefe legt nahe, daß es sich bei Brief 22 wirklich um einen Brief an K. E. O. Fritsch handelt und nicht, wie Hermann Fricke vermutet hat, an Wilhelm Lübke.
- 67 VZ-Ausgabe bisher nicht ermittelt
- 68 Karte (an die »Fontane's«) nicht nachgewiesen. Sie enthielt vielleicht ein Bibelzitat (= Schriftworte).
- 69 Wenig später schrieb Fontane an Tochter Martha, die bei der Familie von Veit in Deyelsdorf (Vorpommern) weilte und dort am 21. März ihren 32. Geburtstag

- feierte: »Mit mir geht es so weit besser, daß ich mich doch habe aufmachen können um Dir diesen Gruß und einen kurzen Krankenbericht zu schreiben. Mama dagegen ist noch sehr herunter, wiewohl seit gestern Mittag auch ein besserer Zustand eingetreten ist. Diese Wandlung zum Beßren verdanken wir der Cognacflasche; die Medizin etc. versagte völlig.« (22. März 1892).
- 70 Der Blick fiel offenbar auf eine geographische Karte der amerikanischen Ostküste.
- 71 Fontane litt seit Mitte März an einer Influenza, die sich als langwieriger erwies als zuerst angenommen. Der Krankheit folgte eine schwere Depression, die bis in den Herbst 1892 dauerte.
- 72 Die ›drei Fontanes‹, das Ehepaar in Begleitung von Tochter Martha, und ihr schlesisches Dienstmädchen Anna Fischer (geb. 1866) reisten am Sonnabend, 21. Mai 1892 nach Zillerthal bei Schmiedeberg, wo sie die Villa Gottschalk gemietet hatten. Fontanes Depressionen verschlimmerten sich während des Sommeraufenthalts. Existenzängste führten zum Plan, die Berliner Wohnung aufzugeben und in Schmiedeberg zu bleiben. Am 8. September 1892 erfolgte aber doch die Rückkehr nach Berlin.
- 73 Näheres nicht ermittelt.
- 74 Erzählung von HEINRICH SCHIRMACHER: *Der Herr Baumeister*. Danzig 1891. Heinrich Schirmacher (geb. 1858) war Bauinspektor. Fontane erwähnt hier nicht, dass er bereits im Brief vom 10. Januar 1892 an K. E. O. Fritsch ausführlich auf diese Erzählung eingegangen war. Ob er es vergessen hatte? – Der Brief vom 10. Januar 1892 ist einer der zwei Briefe, die Fritsch noch zu Lebzeiten zur Veröffentlichung freigab (vgl. HFA IV/4, Nr. 180, S. 173 f. u. Anm.). Der zweite Brief datiert vom 26. März 1894 (vgl. HFA IV/4, Nr. 346, S. 338 f. u. Anm.). Vgl. auch weiter oben: *Zu den Quellen* u. Anm. 8.
- 75 Sprichwörtliche Wendung nach AT *Der Prediger Salomo (Kohélet)* 12, 1: »Denk an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe die bösen Tage kommen und die Jahre sich nahen, da du wirst sagen: ›Sie gefallen mir nicht.« (Lutherbibel).
- 76 Rollo Köhne, wie Anm. 41.
- 77 THEODOR FONTANE: *Frau Jenny Treibel oder Wo sich Herz zum Herzen find't*. Berlin: F. Fontane & Co. 1893. Der Roman war im Herbst 1892 erschienen.
- 78 Anna Fritsch-Köhne hatte ihm das Geschenk zum 73. Geburtstag überreichen lassen.
- 79 Fontane bedankte sich am Montag für eine Einladung auf Freitag, den 17. März 1893.
- 80 THEODOR FONTANE: *Gedichte*. Vierte Auflage. Berlin 1892. Die vierte Auflage der *Gedichte* war von Verleger Wilhelm Hertz angeregt worden, Fontane ergänzte sie durch einige neue Gedichte (u. a. *Brunnenpromenade* und *Ja, das möchte ich noch erleben*). Der Band erschien Ende Oktober 1891. Näheres zu

- dieser Ausgabe vgl. GBA *Gedichte*. Bd. 1. 2. Aufl. 1995, S. 408 ff.
- 81 THEODOR FONTANE: *Die Grafschaft Ruppin*. Der Band erschien 1862 zuerst unter dem Titel *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, dann bis 1896 in verschiedenen verm. Auflagen unter dem neuen Titel. Erster von fünf zu Fontanes Lebzeiten erschienen *Wanderungen*-Bände.
- 82 Wilhelm Gentz (1822–1890), bedeutender Orientaler, Jugendfreund Fontanes aus der Neuruppiner Zeit. Die biographische Skizze über ihn schrieb Fontane wenige Monate vor dessen Tod (vgl. HELMUTH NÜRNBERGER, DIETMAR STORCH: *Fontane-Lexikon*. München 2007, S. 171).
- 83 Alexander Gentz (1825–1888), Bruder von Wilhelm Gentz. Kaufmann in Neuruppin.
- 84 Herr auf Wustrau, Sohn des berühmten preußischen Reitergenerals Hans-Joachim von Zieten (1699–1786).
- 85 Gemeint sind neben der Ehefrau Anna Fritsch-Köhne und deren Mutter Marie Köhne-Ninow auch die 21 Jahre alte Tochter Annie Fritsch.
- 86 Die eine der beiden Kannen hatte Fontane aus seiner Kriegsgefangenschaft von 1870 zurückgebracht, die andere war ein Geschenk von Anna Fritsch-Köhne zum 74. Geburtstag.
- 87 Familie Fritsch wohnte seit 1886 in der Keithstraße 21^{III} (bis 1889 als Nummer 20 geführt), Ecke Lützowufer. – Die Wohnung scheint literarischer Vorwurf geworden zu sein für die Berliner Wohnung der von Innstetens. In *Effi Briest* findet Effi die Wohnung, die sie sich wünscht, in der Keithstraße 1c, hier verlebt sie sechs glückliche Ehejahre, bis ihr Mann die verräterischen Briefe findet (26. Kapitel).
- 88 Der Kontakt wurde trotz Krankheit nicht unterbrochen, wie Fontanes Brief vom 26. März 1894 an K. E. O. Fritsch nahelegt (vgl. Anm. 74).
- 89 Fontane und K. E. O. Fritsch hatten eine gemeinsame Hollandreise geplant.
- 90 Die Reise wurde verschoben, wie dem Brief Fontanes vom 3. Oktober 1894 an August von Heyden zu entnehmen ist: »Ich freue mich, daß mit Rücksicht auf schlechtes Wetter und schlechten Gesundheitszustand, die Reise nach Holland bis auf nächstes Frühjahr vertagt worden ist.« (HFA IV/4, S. 389) Die geplante Reise kam auch später nicht zustande.
- 91 Wie Anm. 85.
- 92 Emilie Fontane war am 5. Oktober 1894 nach Blasewitz gereist. Die Einladenden waren Fontane und Tochter Martha.
- 93 Das Ehepaar Fritsch wurde zusammen mit Tochter Annie eingeladen, die sich drei Monate später überraschend mit dem geschiedenen Major Wilhelm Scheller (1847–1910) verloben sollte.
- 94 Die Einladung erfolgte auf den 25. Oktober 1894.
Am 26. Oktober 1894 schrieb Fontane an August von Heyden: »Mein lieber

Heyden. Laß mich Dir mein Bedauern aussprechen, daß unsres Tempelwächters wahrscheinlich sehr verlegene Worte Dich vom Eintritt in's Allerheiligste abgehalten haben. Es wäre sehr nett gewesen, Du wärest auf eine halbe Stunde oder länger in den Tischkreis eingerückt. Fritsch'es waren eingeladen, um uns ihnen gegenüber auch mal in höherer Gastlichkeit zu legitimiren. Ob es geglückt, ist sowohl Martha wie mir zweifelhaft; meine Frau ist noch in Blasewitz und hat ihre Freude auf die noch zu bezahlende Kochrechnung zu beschränken.« (TFA – Dauerleihgabe der Humboldt-Universität zu Berlin, Sign. U 23).

- 95 Gemeint sind der Berliner Bankier Siegmund Sternheim und seine Frau Marie geb. Meyer (verh. seit 1871), beide langjährige Freunde der Familie Fontane. So war Theodor Fontane u. a. Pate von deren Sohn Hans (1880–1942, in Auschwitz verschollen), Martha Fontane Patin von deren Sohn Walter.
- 96 Einer der beiden Herren könnte der Jurist Paul Meyer (1857–1935) gewesen sein, Marie Sternheims Bruder, der Fontanes juristischer Berater geworden war. Mit der Familie Sternheim und Paul Meyer verkehrte K. E. O. Fritsch später, als er mit Martha Fontane verheiratet war, ebenfalls freundschaftlich.
- 97 Emilie Fontane war am 14. November 1894 siebzig Jahre alt geworden.
- 98 Sie hatte vor 44 Jahren geheiratet, rechnete hier also die lange Verlobungszeit von fünf Jahren nicht mit.
- 99 Es handelt sich um eines der wenigen Gedichte, die Fontane im Jahr 1894 schrieb (vgl. GBA *Gedichte*. Bd. 3. 2. Aufl. 1995, S. 716). Erstmals abgedruckt in: *Theodor Fontanes engere Welt*. Aus dem Nachlaß herausgegeben von DR. MARIO KRAMMER. Berlin 1920, S. 57; wiederabgedruckt in: GBA *Gedichte* (wie oben), S. 274.
- 100 Treffpunkt bisher nicht ermittelt.
- 101 Auf Sonnabend, den 24. November 1894 hatte Paul Meyer (wie Anm. 96) eingeladen, um Fontanes Ernennung zum Ehrendoktor zu feiern. Nach der Einladung schrieb dieser: »Die mir zu Ehren gegebene Gesellschaft bei Paul Meyer war sehr hübsch; meine Tischnachbarin war Frau Prof. Lehfeldt, die ich ihrem Manne vorziehe. Er ist ganz gut, aber fällt auf die Nerven. Frau Velti-Herzog sang entzückend, Sternfeld hatte ein Lied von mir componirt, Paul Meyers Festrede war sehr hübsch, wenigstens konnte ich's ihm nicht nachmachen.« (Unveröffentlichter Brief an Sohn Theodor Fontane jun., 1. Dezember 1894; TFA Sign. B 791 / SBB – PK Sign. NL Fontane, Erg.).
- 102 Am 5. Dezember 1894 erfolgte die Schlusssteinlegung. Näheres vgl. Anm. 31.
- 103 Gemeint ist vielleicht Dr. Wilhelm Schwartz (1821–1899). Fontane bat ihn jeweils um Rat bei Fragen zur märkischen Kulturgeschichte.
- 104 Lieblingshündin des preußischen Königs Friedrich II. (1712–1786).
- 105 Nach Meyers *Konversationslexikon*. Leipzig und Wien, 1885–1892: (franz.) »zu guter Stunde«, vortrefflich! so ist's recht! meinetwegen!

- 106 Die 23-jährige Annie Fritsch heiratete am 20. April 1895 Major Wilhelm Scheller, der im Elsass stationiert war. Das große Hochzeitsfest mit 100 geladenen Gästen fand im Hôtel Savoy, Friedrichstraße 103 statt, einem Haus ersten Ranges. Über das Fest schrieb Fontane am 6. Mai 1895 an seinen Sohn Theodor Fontane jun. (1856–1933): »Bei der Familie Fritsch machten wir eine Hochzeit mit; Fritsch Architekt und seine Frau eine geborene Köhne; dabei ging es her, als hieße er Dolgorucki und seine Frau sei eine Esterhazy. Diese Frau, meine besondere Gönnerin, ist 36, ihr Schwiegersohn, Major Scheller in St. Avold, ist 48. Übrigens war alles nicht bloß sehr reich, sondern auch sehr reizend.«
- 107 Paul Parey (1842–1900), Verlagsbuchhändler in Berlin.
- 108 Martha Fontane war am 16. März 1895 mit ihrer mütterlichen Freundin Anna Witte geb. Schacht (1834–1910) zu einem Kuraufenthalt nach Meran gereist und kehrte erst um den 7. Mai 1895 zurück. Die Wittes gehörten zu den engsten Freunden der Fontanes. Anna Witte war 1893 Witwe geworden. Nach dem Tod Friedrich Wittes, der mit großem Erfolg in Rostock eine eigene Chemiefabrik betrieben hatte und Reichstagsabgeordneter der Fortschrittspartei gewesen war, wurde Martha Fontane ihre besondere Stütze. Vgl. DIETERLE (2006), wie Anm. 6, S. 285 ff.
- 109 Gemeint ist der Baritonsänger und Dirigent Julius Stockhausen (1826–1906). Er hatte mit seiner Familie von 1874 bis 1878 in Berlin gelebt. Damals hatten sich Ehepaar Fontane und Ehepaar Stockhausen näher kennengelernt, Emilie Fontane und Clara Stockhausen geb. Toberentz (1842–1908) waren enge Freundinnen geworden. Eine Bewährungsprobe hatte die Freundschaft zu bestehen, als Martha, die zeitweise im Haushalt der Stockhausens aushalf, sich als 17-Jährige heftig in Julius Stockhausen verliebte und so dramatische Familienszenen heraufbeschwor. Seit 1878 lebten die Stockhausens in Frankfurt a. Main. Vgl. DIETERLE (2006), wie Anm. 6, S. 113 ff.
- 110 Lehde und Leipe sind kleine Ortschaften im Oberspreewald. Vgl. GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 4. *Spreewald*, S. 12 ff. sowie Fontanes Brief an Sohn Friedrich vom 21. Juni 1898, worin es heißt: »so als Singleton von Lehde bis Leipe gondolieren, ist immer langweilig«.
- 111 Fontane hatte sich mit der Unterzeichnung einer Petition, die am 27. Februar 1895 im Reichstag verabschiedet worden war, bereits öffentlich gegen die ›Umsturzvorlage‹ bekannt. Die Vorlage richtete sich gegen alle Bestrebungen der Demokratisierung und sah u. a. massive Zensurmaßnahmen vor. Die von der Sozialdemokratie entfachte breite Protestbewegung führte am 11. Mai 1895 zur Ablehnung der Vorlage im Reichstag.
- 112 Annie Scheller geb. Fritsch war nach ihrer Heirat ins elsässische St. Avold gezogen, wo ihr Mann damals stationiert war (ab 1897 in Metz, später in Freiburg i. B.). In Elsass-Lothringen, das nach dem deutsch-französischen Krieg von

- 1870/71 zu großen Teilen deutsches Reichsgebiet geworden war, sorgte die deutsche Regierung für eine besonders hohe militärische Präsenz.
- 113 Emilie und Theodor Fontane hatten vom 14. August bis 11. September 1895 in Karlsbad gekurt.
- 114 Gemeint ist der seit 1884 mit Fontane befreundete Jurist Georg Friedlaender (1843–1914), Amtsgerichtsrat in Schmiedeberg im Riesengebirge (vgl. auch Anm. 48); Fontane schätzte ihn als guten Unterhalter und Korrespondenzpartner sehr, Emilie Fontane aber war er ein Dorn im Auge. Sie hat nach dem Tod ihres Mannes die Briefe Friedlaenders vernichtet. Auch Martha Fontane mochte ihn nicht. Sie hat zu ihren Lebzeiten verhindert, dass Friedlaender die an ihn gerichteten Briefe Fontanes im Verlag F. Fontane & Co. (Berlin) veröffentlichen konnte. Eine kleine Auswahl erschien einzig in *Briefe Theodor Fontanes: Zweite Sammlung [An seine Freunde]*, wie Anm. 8. Als das gesamte Konvolut 1954 erstmals publiziert wurde, feierte man es als literarisches Ereignis.
- 115 Auch an Sohn Theodor Fontane jun. schrieb Fontane in diesen Tagen: »Ich bin stark erkältet, Mama laboriert an der Galle und muß – matt und elend außerdem – das Bett hüten.« (Unveröffentlichter Brief vom 22. September 1895; TFA, Sign. B 797/ SBB – PK Sign. NL Fontane, Erg).
- 116 Martha Fontane weilte im Sommer 1895 zeitweilig auf den Gütern ihrer Freundinnen in Vorpommern, zeitweilig bei Anna Witte in Rostock und Warnemünde. Vgl. DIETERLE (2006), wie Anm. 6, S. 265 ff.
- 117 Die Anspielung bezieht sich auf die legendenhafte Erzählung von Belisar, dem mächtigen byzantinischen Feldherrn, der durch eine Intrige in Ungnade fiel, geblendet wurde und, seines Vermögens beraubt, fortan als blinder Bettler umherzog, begleitet und geführt von einem Knaben. In Literatur, Kunst und Musik seit dem 12. Jahrhundert oft bearbeiteter und variiertes Stoff. Vgl. die ähnliche Ausdrucksweise mit Anklängen auch an den Mythos von Ödipus und Antigone in einem Brief an Georg Friedlaender: »Mit meiner Frau steht es noch schlimmer, sie kränkelt viel, sehr viel [...]. Da brauchen wir dann Martha wie der Blinde seinen Stab.« (27. November 1887).
- 118 Am 27. September 1887 war Sohn George in Lichterfelde zu Grabe getragen worden. Vgl. Brief 12 und Anm. 40.
- 119 Gemeint ist der Lichterfelder Kirchhof in der Moltkestraße. Vgl. EDITH KRAUSS: *Theodor Fontane: Meine Gräber. Biographische Spurensuche in Berlin-Lichterfelde*. In: *Fontane Blätter* 78/2004, S. 159.
- 120 Der Brief ist eine Beigabe zum druckfrischen Widmungsexemplar: THEODOR FONTANE: *Effi Briest*. Verlag Friedrich Fontane & Co. Berlin 1895. Der Vorabdruck erschien in: *Deutsche Rundschau*, Oktober 1894 bis März 1895. – Einen ähnlich lautenden Brief schrieb Fontane gleichentags an Anna Witte.

- 121 Anna Fritsch-Köhne weilte von Ende 1895 bis in die ersten Apriltage 1896 im oberitalienischen Udine zur Kur. Im Herbst 1895 hatte sie sich scheiden lassen wollen.
- 122 Lateinische Stadt östlich von Rom, berühmt durch die Villa Adriana, die der römische Kaiser Hadrian dort hatte erbauen lassen, und die Villa d'Este mit ihrer Brunnen- und Gartenanlage, die heute als Hauptwerk der Renaissancekultur gilt. – Im 19. Jahrhundert wählte man für Vergnügungs- und Erholungsparks gerne den Namen Tivoli, so in Paris, Wien, Kopenhagen. In Berlin hieß die größte Brauereigesellschaft Tivoli (gegr. 1857). Sie fusionierte 1891 mit der Schultheiss-Brauerei, deren Haupthaus nach Plänen Franz Schwechtens (vgl. Brief 1 u. Anm. 15) in den folgenden Jahren erweitert und ausgebaut wurde. 1892 war der repräsentative Ausschank in der Schönhauser Allee eröffnet worden und unterdessen ein beliebtes Ausflugsziel für die Berliner wie für die Berlin-Gäste. – Wegen ihrer herausragenden Industriearchitektur steht die Brauerei seit 1974 unter Denkmalschutz und wird heute als Kulturbrauerei genutzt.
- 123 K. E. O. Fritsch kannte Italien von mehreren Kunstreisen. Fontane hatte Italien zweimal bereist, zuerst mit seiner Frau Emilie (30. September bis 9. November 1874), dann allein (3. August bis 7. September 1875).
- 124 Dr. med. F. Pancritius, von 1877 bis etwa 1887 Hausarzt der Familie Fontane.
- 125 Die beiden gratulierten Fontane zum 76. Geburtstag.
- 126 Gemeint ist die Wohnung in der Keithstraße 21^{III}.
- 127 Eine Woche später reiste Martha Fontane mit Anna Witte nach Meran. Fontane wollte sie ursprünglich bis München begleiten, der Plan zerschlug sich aber.
- 128 Abgewandelt zitiert nach dem Spottgedicht *Es ritt ein Herr und auch sein Knecht* von Clemens Brentano in *Des Knaben Wunderhorn* (Motto: »Traure nicht, traure nicht / um dein junges Leben. / Wenn sich dieser niederlegt / Wird sich jener heben.«).
- 129 Historienmaler August von Heyden (1827–1897), Rütli-Mitglied, war ein langjähriger Freund der Fontanes. Er lebte mit seiner Familie in einer prächtigen Tiergartenvilla am Lützowplatz 9.
- 130 Graf Bolko von Hochberg (1843–1926) war von 1886 bis 1902 Generalintendant der Berliner Hoftheater.
- 131 Nach *Meyers Konversationslexikon* (wie Anm. 105) Begriff aus der kulinarischen Kunstsprache: auch *pièce de résistance* (franz.), viertes Gericht nach dem Fisch, in der Regel ein großes Stück Fleisch (Roastbeef, Hammelrücken, Wild, großes Geflügel, Schinken etc.); Hauptgericht und Augenschmaus eines mehrgängigen Menüs, im übertragenen Sinne das Wichtigste bzw. Attraktivste.
- 132 Gemeint ist die Große Berliner Gewerbeausstellung im Treptower Park; Fontane besuchte sie im Oktober 1896.

- 133 Martha Fontane weilte von Anfang März bis Ende April 1896 mit Anna Witte in Meran. Die Rückreise erfolgte über Verona und Lugano.
- 134 Exklusives Hotel (gegr. 1837) im Zentrum von Verona. Fontane kannte es von seiner ersten Italienreise, der Eindruck war damals kein guter gewesen. In seinem Reisetagebuch von 1874 heißt es unter dem 3. Oktober: »Um etwa 11 Uhr Ankunft in Verona. Unterkunft gefunden in Colomba d'oro. Zimmer 36 machte anfangs einen so bedenklichen Eindruck, daß ich es mit dem Licht in der Hand absuchte und einiges Kleinzeug (Spinnen, Spinnweb, Ohrwürmer, Gnitzen) verbrannte.« (HFA III/3/II, S. 949).
- 135 Dunkle Anspielung auf den Wirt und seine Hotelführung.
- 136 Nach dem geflügelten Wort »in hoc signo vinces«. Es geht zurück auf die Kreuzeserscheinung des römischen Kaisers Konstantin im Jahr 312. Die Wendung findet sich in ihrer ironisierten Form bei Fontane öfters; vgl. die Briefe an Tochter Martha, 5. Mai 1889 und 26. März 1892, oder *Graf Petöfy*, 3. Kapitel (HFA I/1, S. 696) und *Effi Briest*, 5. Kapitel (HFA I/4, S. 35).
- 137 So sagt der Dichter Tasso in Goethes *Torquato Tasso* (5. Aufzug, 1. Auftritt: »Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll, / So ist das Leben mir kein Leben mehr./ Verbiere du dem Seidenwurm zu spinnen,/ Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.«).
- 138 Martha Fontane reiste, wie sie es regelmäßig tat, zu ihrer langjährigen Freundin Lise Mengel-Witte (1858–1923), der ältesten Tochter von Anna und Friedrich Witte. Familie Mengel besaß seit 1891 ein Rittergut in Elsenau (heute poln. Damasławek). Vgl. DIETERLE (2006), wie Anm. 6, S. 263 ff.
- 139 Martha Fontane verbrachte die Sommerfrische mit ihren Eltern in Augusta-Bad bei Neubrandenburg. Fontane notierte dazu im Tagebuch von 1897: »Wir wohnten in dem eine Viertelmeile vor der Stadt gelegenen Augustabad, halb Hotel, halb Sanatorium, und verbrachten daselbst vier oder fünf sehr angenehme Wochen.« (GBA *Tage- und Reisetagebücher*. Bd. 2, S. 266).
- 140 Gemeint ist der Aufenthalt der Eltern in Karlsbad vom 14. August bis 11. September 1897.
- 141 Martha Fontane kehrte am 13. Juli 1897 nach Berlin zurück und wollte dann zu Anna Witte, die in Warnemünde eine Sommervilla besaß. Vgl. DIETERLE (2006), wie Anm. 6, S. 281.
- 142 Fontane beendete seinen Roman *Der Stechlin* und Emilie Fontane schrieb das Manuskript ins Reine. Ablieferungstermin war der 15. August 1897. Als Martha nach Berlin zurückgekehrt war, schrieb ihr der Vater: »Mama sitzt fest am Schreibtisch und packt Blatt auf Blatt; ich bewundere den Fleiß, aber nicht die Stimmung; sie leidet unter einer kolossalen Langeweile [...]. Schreibe ich *noch* einen Roman – allerdings undenkbar – so würde ich einen Abschreiber nehmen, coute que coute.« (13. Juli 1897). Der Vorabdruck erschien von Oktober bis Dezember 1897 in der

- Zeitschrift *Über Land und Meer* (vgl. ROLAND BERBIG: *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine*. Unter Mitarbeit von BETTINA HARTZ. Berlin, New York 2000. Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft. Bd. 3, S. 243–249). Die erste Buchausgabe erfolgte postum im Oktober 1898 im Verlag F. Fontane & Co. (Berlin).
- 143 Gesellschaftstanz von vier Paaren mit vorgegebenen Figurenformen und -abläufen. Die Quadrille gehörte noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts zum festen klassischen Bestandteil von Tanzkursen.
- 144 Figur der Quadrille.
- 145 Die Trappisten sind Ordensleute, die sich u. a. eine strenge Schweigepflicht auferlegen. Der Orden ist als Reformzweig aus dem Zisterzienserorden hervorgegangen.
- 146 Am 1. Juni 1897 war August von Heyden gestorben (vgl. Brief 50 u. Anm. 129), wenig später auch der langjährige Freund Karl Zöllner (1821–1897). Im Tagebuch von 1897 notierte Fontane: »Kaum aus Berlin fort, muß Martha (ich selbst war zu sehr herunter) wieder zurück, um bei Zöllners Begräbnis die Familie zu vertreten. Innerhalb weniger Tage der Tod zweier Freunde.« (GBA *Tage- und Reisetagebücher*. Bd. 2, S. 266).
- 147 Friedrich Fontane (1864–1941), der jüngste Sohn, war seit 1890 der Verleger seines Vaters, und zwar mit Geschick. Sein Privatleben scheint aber der Familie Sorgen bereitet zu haben. Er war liiert mit der Modistin Agnes Hett (1863–1945) und hatte mit ihr bereits einen gemeinsamen Sohn. Am 20. März 1897 heiratete er gegen den Willen der Eltern die 26-jährige Frieda Lehmann. Die Ehe wurde ein Jahr später, am 6. Juni 1898, gerichtlich wieder geschieden. Vgl. DIETERLE (2006), wie Anm. 6, S. 322 ff.
- 148 Anna Fritsch-Köhne war am selben Tag, frühmorgens um 3 ¼ Uhr, nach kurzer schwerer Krankheit an Darmkrebs gestorben.
- 149 Gemeint sind Elisabeth Rodatz-Köhne (1862–1944) und Rollo Köhne (vgl. Anm. 41) sowie eventuell Maria Schmidt-Köhne (vgl. Anm. 61). Anna Fritsch-Köhne war ihm Beisein ihres Mannes, ihrer Mutter und ihrer Geschwister gestorben.
- 150 Gemeint sind Fontane selber, seine Frau Emilie und die Tochter Martha.
- 151 Die neue Anrede deutet es an: K. E. O. Fritsch und Martha Fontane hatten sich still verlobt.
- 152 Hermann Eggert (1844–1920), Architekt; eines seiner Hauptwerke ist der Centralbahnhof Frankfurt a. Main (1883–1888), damals der größte Bahnhof Europas; mit K. E. O. Fritsch gut befreundet. Das Ehepaar Eggert wohnte an der Burggrafenstraße 16, Ecke Keithstraße.
- 153 Theodor Mommsen (1817–1903), Historiker, Jurist, Mitbegründer der Fortschrittspartei, 1881–1884 Reichstagsmitglied. Er setzte sich mit dem Literarhi-

- storiker Erich Schmidt (1853–1913) dafür ein, dass Fontane zum 75. Geburtstag die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin verliehen wurde (8. November 1894). Vgl. Brief 40 u. Anm. 101 sowie ausführlicher NÜRNBERGER, STORCH (2007, wie Anm. 82), S. 313.
- 154 Am 5. Februar 1898 wurde Friedrich Fontane 34 Jahre alt, zu welchem Anlass möglicherweise eine kleine Familienfeier geplant gewesen war.
- 155 Am selben Tag schrieb Fontane, der seit einer Woche an Husten litt: »Ich bin ganz krank und verbringe meine Nächte mit Gebell« (an Otto Brahm, 2. Februar 1898). Der Zustand dauerte noch wochenlang an.
- 156 Martha Fontane war zu Anna Witte nach Rostock gereist. In seinem Brief vom 24. Januar 1898 hatte Fontane ihr die Verlobung angezeigt und die Situation so erklärt: »Der Beglückte und Beglückende ist der Architekt Fritsch, Wittwer neuesten Datums, dessen schöne Frau vor zwei Monaten erst starb. Dieser kurze Abstand zwischen Todes- und Verlobungstag, schafft nun, wie Sie sich denken können, allerlei Verlegenheiten, denen das Brautpaar, das vorläufig ganz im Verborgenen blüht, wenigstens nach Möglichkeit entgehen möchte. Dazu bietet Verschwinden von der Bildfläche das beste Mittel. Der Bräutigam will im April und Mai nach Italien und die zwei Monate bis dahin muß die Braut außerhalb Berlin's untergebracht werden, sonst ist es, bei den hundert Augen die wachen, mit Cachirung vorbei.«
- 157 Otto Brahm (wie Anm. 47), Germanist und Theatermann, Mitbegründer des Vereins *Freie Bühne*, Leiter des Deutschen Theaters (1894–1905), hatte am selben Tag wie Friedrich Fontane Geburtstag (vgl. Brief 57 u. Anm. 154). Er war mit der Familie Fontane gut befreundet. Die Freundschaft gründete aus der Zeit, als er gemeinsam mit Fontane Theaterkritiker der VZ gewesen war (ab 1881). Die beiden förderten und unterstützten sich gegenseitig in ihrer Arbeit. Vgl. NÜRNBERGER, STORCH, wie Anm. 82, S. 73 sowie REGINA DIETERLE: »ein Werk von so eminenter Bedeutung«. *Der junge Otto Brahm und sein literaturkritisches Engagement für Keller und Fontane*. In: *Gottfried Keller und Theodor Fontane. Vom Realismus zur Moderne*. Hrsg. von URSULA AMREIN und REGINA DIETERLE. Berlin, New York 2008. Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft. Bd. 6, S. 165–180.
- 158 Fontanes Autobiographie war eben frisch erschienen, nämlich am 10. Juni 1898: THEODOR FONTANE: *Von Zwanzig bis Dreißig*. Verlag Friedrich Fontane & Co. Berlin 1898.
- 159 Martha Fontane hatte den Februar bei Anna Witte in Rostock verbracht, den März bzw. April bei Lise Mengel-Witte in Elsenau und die ersten Maiwochen bei Johanna Treutler (1826–1899) in Blasewitz bei Dresden. Die Zeit vom 23. Mai bis 28. Juni 1898 verlebte sie mit ihren Eltern auf dem Weißen Hirsch.
- 160 Abgewandelt zitiert nach Schillers Ballade *Die Bürgschaft* (»die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn«). Eine Lieblingswendung Fontanes, die ausdrücken

- soll, dass das beste Heilmittel die gute Luft sei. Vgl. etwa den Brief an Martha Fontane vom 6. September 1884.
- 161 K. E. O. Fritsch hatte im Frühjahr 1898 die Wohnung in der Keithstraße 21^{III} aufgelöst und mit Marthas Zustimmung in der Elsholtzstraße 10^I (Beletage) eine große 5-Zimmer-Wohnung gemietet. Von der Loggia aus genoss man den Blick auf den Botanischen Garten (heute Kleistpark). Vgl. DIETERLE (2006), wie Anm. 6, S. 310 ff.
- 162 Fritsch hatte den Plan nach Italien zu reisen aus Zeit- und Gesundheitsgründen aufgegeben und war stattdessen für sechs Wochen zur Kur gereist (Ende Mai bis Anfang Juli 1898). Bad Gastein war damals ein mondänes Weltbad und bekannt durch seine hohen Gäste aus ganz Europa. So zum Beispiel war ab 1871 bis zu seinem Tod im März 1888 jährlich Kaiser Wilhelm I. angereist, zumeist in Begleitung von Bismarck. Auch Kaiser Franz Josef und die Kaiserin Elisabeth (»Sisi«) kurten zwischen 1885 und 1893 mehrmals in Gastein. Die Kaiserin unternahm dort ihre einsamen und strapaziösen Bergtouren.
- 163 Gefährliche, legendenumwobene Kalksteinwand bei Innsbruck, die sich 500 Meter senkrecht über dem Inntal erhebt. 1484 soll sich der spätere Kaiser Maximilian bei der Gämsjagd in der Wand verstiegen haben und auf wundersame Weise von einem Bauernjungen oder Engel Gottes aus der tödlichen Situation errettet worden sein.
- 164 Das Gelegenheitsgedicht ist nicht überliefert. K. E. O. Fritsch hatte sich, bevor er nach Bad Gastein gereist war, drei Wochen in Bad Bertrich in der Eifel aufgehalten.
- 165 Vom 12. August bis 10. September 1898 weilte Martha Fontane mit ihren Eltern in Karlsbad, von wo sie dann mit ihrem Vater nach Berlin zurückreiste, um die Verlobungsfeierlichkeiten vom 16. und 19. September vorzubereiten. Ihre Mutter, die diesen Feierlichkeiten fernbleiben wollte, begab sich währenddessen zu Johanna Treutler nach Blasewitz (vgl. Anm. 159).
- 166 Martha Fontane schrieb zwei Wochen später aus Karlsbad: »In den ersten 14 Tagen hier konnte man wirklich mit mir renommieren, dann aber muß der Brunnen mir den Magen greulich empfindlich gemacht haben, wozu sich eine versteckte aber schwere Erkältung gesellt. Seit Tagen krieche ich nur so herum u. bin natürlich traurig, Keo nicht das Maaß von Frische mitzubringen, das ich ihm so gern gegönnt hätte. Dafür ist aber, was doch die Hauptsache bleibt, unser Milachen in einer erstaunlichen Verfassung, sie kann mühelos stundenlang gehen u. steigen u. ihre große Erholungsfähigkeit ist mir auch im Hinblick auf die Zukunft wirklich eine außerordentliche Freude und Beruhigung« (an Lise Mengel-Witte, 3. September 1898. In: Familienbriefnetz, wie Anm. 4, S. 505 f.).

Nordische Natur(en)?

Fanny Lewald und Theodor Fontane in Schottland. Mit Briefauszügen von Fanny Lewald und Amelie Bölte

JANA KITTELMANN

I Die Reise nach Schottland ist nicht nur von Fontane, sondern auch von der Fontane-Forschung wiederholt als biographisches und literarisches Schlüsselerebnis des Dichters charakterisiert worden. Treffen wir in *Jenseit des Tweed* doch bereits den späteren *Wanderer der Mark*, den Kriegsberichterstatte oder den von Maria Stuart und Walter Scott begeisterten Reisenden, der die Vorlieben von Fontaneschen Romanfiguren wie Graf Petöfy oder Gordon-Leslie vorwegzunehmen scheint. So sehr Fontanes *Jenseit des Tweed* den heutigen Leser in seiner für das weitere Schaffen des Autors wegweisenden Erzählpraxis beeindruckt, so wenig überraschte der Band die Zeitgenossen. Zwar zollten Wolfgang Menzel und Theodor Storm dem Werk ihre Anerkennung. Doch dabei blieb es auch. Der allgemeinen positiven Aufnahme des Buches ungeachtet erschien die 1860 im Verlag von Julius Springer publizierte Reisebeschreibung zu Lebzeiten Fontanes kein weiteres Mal. Die Gründe dafür scheinen weniger in der feuilletonistischen Darstellungsweise des Textes als in dem Thema selbst begründet zu liegen. Schließlich war Schottland zu diesem Zeitpunkt längst keine literarische *Terra Incognita* mehr. Eine sowohl von Scotts Romanen als auch von Shakespeares und Schillers Dramen euphorisierte Dichtergeneration hatte ihren Blick lange vor Fontane auf das Heimatland von Macbeth und Ossian gerichtet und darüber berichtet. Neben Johanna Schopenhauer und Carl Gustav Carus bereisten Musiker wie Mendelssohn-Bartholdy, Architekten wie Schinkel und Verleger wie Eduard Vieweg – der Walter Scott vergeblich nach Braunschweig einladen und für ein Romanprojekt über Heinrich den Löwen gewinnen wollte¹ – Schottland und verewigten ihre Eindrücke in Briefen oder *Schottischen Sinfonien*. Darüber hinaus erschien nur wenige Jahre vor Fontanes *Jenseit des Tweed* eine Darstellung Schottlands, die auf viel Interesse und Anerkennung beim Kritiker- und Lesepublikum gestoßen war. Fanny Lewald, Nachbarin und zeitweilige Gastgeberin

rin des jungen Fontane, hatte ihre auf einer im Jahre 1850 absolvierten Reise nach England und Schottland gewonnenen Eindrücke in einem zweibändigen Buch versammelt, das 1851 im Verlag des schon erwähnten Eduard Vieweg und 1864 noch einmal bei Otto Janke in den Druck kam. Dass jene die regionalen, historischen und topographischen Besonderheiten Schottlands detailreich und anschaulich vermittelnde Reisebeschreibung Lewalds den prominenten Themen von *Jenseit des Tweed* empfindlich nahe kam, war nicht nur den Lesern, sondern auch Fontane bewusst, hielt ihn aber nicht davon ab, das Buch lobend zu erwähnen. In einem von ihm verfassten biographischen Eintrag zu Fanny Lewald-Stahr in dem als Supplement zu Lorcks biographischem Lexikon *Männer der Zeit* beigefügten *Frauen der Zeit* heißt es versöhnlich: »Diese Skizzen zählen mit zu dem Besten, was unsere neueste Literatur in dieser Gattung hervorgebracht, und übertreffen Vieles, was unsere männlichen Federn darin geleistet haben.«²

Im Gegensatz zu Fontanes *Jenseit des Tweed* gehört Lewalds *England und Schottland* heute allerdings zu den vergessenen Texten. Dies mag einerseits daran liegen, dass das auf privaten Briefen basierende Werk nie wieder veröffentlicht wurde und nur noch in den Sonderlesesälen ausgewählter Bibliotheken einsehbar ist. Andererseits eröffnen sich bei aller inhaltlichen Nähe zu *Jenseit des Tweed* weitreichende Unterschiede in der Erzählpraxis und Darstellungsperspektive des Lewaldschen Textes, die den innovativen Ansatz von Fontanes Reisebuch umso deutlicher werden lassen. Schon deshalb lohnt es sich, die schottischen Reisebeschreibungen der beiden Zeitgenossen, die sich nicht immer freundlich gesonnen waren³, einmal näher zu betrachten. Am Beispiel der in beiden Texten zahlreich vorkommenden Anmerkungen zu Maria Stuart – die Lewald die »unglückliche« und Fontane die »schöne Schottenkönigin« (!) nennt – und anhand ausgewählter Äußerungen zur schottischen Landschaft sollen die unterschiedlichen Erzählkonzepte miteinander verglichen werden. Scheinen die sich darin eröffnenden Unterschiede doch nicht zuletzt dafür verantwortlich zu sein, dass Lewalds *England und Schottland* im Gegensatz zum Fontaneschen Text ausschließlich beim zeitgenössischen Publikum Interesse und Beifall fand. Da Lewalds Schottlandreise anders als Fontanes erfreulich umfangreich untersuchtes *Jenseit des Tweed* bislang nur auf wenig literaturwissenschaftliche Aufmerksamkeit stieß,⁴ seien jedoch zunächst folgende Bemerkungen vorangestellt.

II

Fanny Lewald war alles andere als eine Penelope. Die Verfasserin von Publikumerfolgen wie *Jenny* oder *Clementine* schrieb nicht nur, sondern sie reiste auch viel. Neben Frankreich und Italien – das sie 1843 gemeinsam mit Bern-

hard von Lepel besuchte – führten sie ihre Wege im Sommer 1850 auch auf die britische Insel. Zu diesem Aufenthalt angeregt hatten Lewald jedoch nicht nur pure Reiselust und ihr individueller Bildungsdrang, sondern auch persönliche und berufliche Schwierigkeiten. Erntete die begeisterte Anhängerin der 1848er Revolution mit ihrem kurz zuvor erschienenen Roman *Prinz Louis Ferdinand* und den an Börnes *Briefen aus Paris* angelehnten *Erinnerungen aus dem Jahre 1848* doch nicht nur Anerkennung. Neben dem Spott Karl Gutzkows, der sich in den *Blättern für literarische Unterhaltung* über die »Aristokratenhasserin«⁵ Lewald lustig machte, sah sich die Autorin gleichsam mit aggressiven Attacken seitens reaktionärer Kritiker konfrontiert. Den antisemitischen und chauvinistischen Kommentaren Alexander von Ungern-Sternbergs in der *Neuen Preußischen Zeitung*⁶ schlossen sich auch Schriftstellerkollegen wie Bernhard von Lepel an, der die Schriften seiner einstigen Freundin als »anti-preußische Zerrbilder«⁷ verdammt. Hinzu kamen private Konflikte, die Lewalds Flucht aus dem Preußen Manteuffels ins liberale Großbritannien begünstigten. Seit einem Aufenthalt in Rom im Jahre 1845 war Lewald mit dem Kunst- und Althistoriker Adolf Stahr⁸ liiert. Der Biograph Lessings war jedoch nicht nur ein (auch von Fontane) gefürchteter Literaturkritiker und erbitterter Feind Theodor Mommsens – mit dem er sich einen als *Winckelmännchenstreit* in die Kunstgeschichte eingegangenen Schlagabtausch lieferte⁹ –, sondern auch Vater von sechs Kindern und Ehemann einer psychisch kranken Frau, was die Beziehung zu Lewald erheblich erschwerte. Die erst durch die Scheidung Stahrs im Jahr 1855 in eine Ehe umgewandelte skandalöse Affäre wirkte sich zunehmend negativ auf Lewalds schriftstellerische Tätigkeit aus. Mit einer Reise nach England, zu der sie die in London lebende Schriftstellerin Amalie Bölte¹⁰ eingeladen hatte, eröffnete sich für Lewald neben der Möglichkeit eines Rückzuges aus dem reaktionären Klima Preußens auch die einer längeren Trennung von Stahr, dessen Entscheidungsarmut und phlegmatische Persönlichkeit sie zum damaligen Zeitpunkt sehr belastete. Einer der vielen auf der Reise geschriebenen Briefe an Stahr, die heute im Besitz der Berliner Staatsbibliothek sind, kündigt von einer Krise des Paares, das kurz vor Antritt von Lewalds Englandreise noch einige gemeinsame Tage am Rhein verbracht hatte:

[Lewald an Stahr, London, 21. Mai 1850]

Mein geliebter Adolf!
Womit du dir dein Leben beschwerst, dich alle Augenblicke unnötig beunruhigst, das ist dein ewiges Suchen nach Gegenständen, die du bei dir hast. Das aber kommt nur davon, daß du zuviel bei dir trägst. Du hast immer zwei

Taschentücher, zwei paar Handschuhe, die Brille, den Huth, die Börse. Wenn Du dich doch streng bemühen wolltest nur ein Taschentuch, nur ein paar Handschuhe, kein Brillenfutteral, bei dir zu tragen. Thu es mir zuliebe, denn es jammert mich immer wenn ich dich von solchem Nichts beunruhigt sehen muss. (NLS, Brief-Nr. 388)¹¹

Dass Fanny Lewald ihren »Geliebten Ado« dennoch sehr vermisste, zeigen ihre täglich verfassten Briefe, in denen alle Reiseerlebnisse konserviert sind. Neben ausgiebigen Besichtigungstouren durch das neue und alte London lernt Lewald demnach auch prominente Kollegen wie den Romancier Charles Dickens und den in Deutschland durch seine Biographien über Schiller und Friedrich II. sehr beliebten Philosophen Thomas Carlyle kennen¹², von dem sie jedoch maßlos enttäuscht ist. An Stahr schreibt sie über den in Chelsea residierenden, langjährigen Briefpartner Goethes:

[Lewald an Stahr, London, 11. Juni 1850]

den 11ten

Abends war ich bei Carlyle – der mir nicht gefällt. Er macht mir – so weit ich ihn verstehe – und das ist nicht leicht, denn er spricht furchtbar schottisch, den Eindruck eines deutschen Cathederprofessors. Er glaubt an Gott und Teufel, wie er das Gute und das Böse untertheilt. Die letzte Revolution war auch ihm zu weit gegangen. Ja! Er sprach sich gegen die Wohlthätigkeitsanstalten aus, weil sie tendenziell dem Armen ein Recht auf den Beutel des Reichen gebe, was er nicht habe: dabei belachte er mit seinem ingrimmigen Lachen seine eigenen Einfälle und hat mir, obwohl er ungewöhnlich freundlich gegen mich gewesen sein soll, nicht gefallen. Es war noch ein Mr. Lewis da, der den Leader, ein neues sogenanntes sozialistisches Journal herausgibt. Ich habe es ein paar Mal gelesen, aber nichts an dem Blatte, nichts an dem Menschen hat mich angesprochen. Von Lamartinen sprach Carlyle mit der tiefsten Verachtung. Seine Geschichte der französischen Revolution und der Girondisten sei eben so ein Wisch, als seine Reise in den Orient, und er selbst sei ein eitler Geck, das sei alles. – Ich hatte den Abend gar kein Geschick englisch zu sprechen und hörte also nur zu. Man sagt mir, ich hätte in den vier Wochen große Fortschritte gemacht, ich glaube das auch – denn die gewöhnliche Unterhaltung wird mir leichter, mich aber über ernste Gegenstände mündlich auszudrücken fällt mir, das weißt du, immer schwer bedeutenden Männern gegenüber, und englisch jetzt noch doppelt. Es war noch Hartmann dort, der hier allgemein gefällt, und eine Mistress Crow, ein scheußliches Weib, wie die Eule, das über die Nachtseiten der Natur geschrieben hat und an Geister glaubt. [...]

[...] (NLS, Brief-Nr. 398)

Auch an den Besuchen beim preußischen Gesandten Karl Josias von Bunsen findet Lewald nur wenig Gefallen:

[Lewald an Stahr, London, 11. Juli 1850]

d. 9^{ten} blieb ich bis zehn Uhr zu Hause und fuhr dann zu Bunsen, wo mir die ganze Langeweile deutscher Geselligkeit centnerschwer auf die Brust fiel. Es war eine Soiree mit Gehen und Kommen, viel fremde Deutsche waren da. Deutsche Sängerinnen, die hier ihr Glück machen wollen, sangen deutsche Mendelsonsche Lieder. Bunsen und seine Söhne sahen aus, als wenn sie bei sich zu Gast wären, die weißen Krawatten machten sie angstbeklommen feierlich. Dazu trug Bunsen schwarzrotgoldene Hemdknöpfe. Alle die da waren sahen so beglückt aus über die Ehre – ich schämte mich so. [...] (NLS, Brief-Nr. 398)

Erfreulicheres berichten die Briefe von einem Frühstück mit Karl Marx – der sich im Sommer 1850 nicht dauerhaft in London aufhält – und dem exilierten Dichter Moritz Hartmann, dem im Gegensatz zu seinem politischen Mitstreiter Robert Blum die Flucht aus Wien nach England gelungen war:

[Lewald an Stahr, London, 6. Juni 1850]

Donnerstag den 4^{ten} hatte sich Bachmann bei mir zum Frühstück angemeldet, der in Paris gewesen ist. Zufällig kamen der alte Meier, Marx, der nur einen Tag in London war und Hartmann – so daß ich wie in Rom wieder eine Osteria con cucina hatte, bei der mir nichts fehlte – als alles, das bist du. (NLS, Brief-Nr. 393)

So schön wie an diesem Morgen bleibt es jedoch nicht. Bald darauf kommt es zum Bruch zwischen Fanny Lewald und ihrer Gastgeberin Amalie Bölte, der sie die Schuld an ihrem gescheiterten Versuch gibt, sich in den englischen Literatenkreisen zu etablieren. Bölte hatte behauptet, mit Autoren wie Charlotte Brontë auf Du und Du zu sein und Lewalds Karriere fördern zu können. Dass solch ein Vorhaben nur selten glückte, zeigt die Biographie Fontanes, der während seiner Zeit in England ebenfalls vergeblich versuchte, Zugang zu den hiesigen Dichterkreisen zu erlangen. Die im Hause Thackeray als Gouvernante verkehrende Bölte wies jedoch alle Anschuldigungen von sich und antwortete neben der Verbreitung einer heftigen Klatschgeschichte über die Affäre Lewald-Stahr mit einem ohne Anrede und Datum verfassten Schreiben:

[Amalie Bölte an Fanny Lewald, ohne Ort, Juni 1850]

[...] Wo habe ich die Wahrheit entstellt? Warum sollte ich Sie anschwärzen? Und wie habe ich Sie über meine Verhältnisse getäuscht? Sie und alle! – Schweigen ist nicht täuschen, und Ihnen habe ich wahrhaftig ein Bild von meinem Leben hier entworfen. Auch habe ich Ihnen jede Frage direkt beantwortet. Nur das eine habe ich Ihnen verheimlicht, daß ich nämlich mit der Brontë und ihren Schwestern zerstritten bin. Dazu hatte ich aber meine Gründe und was geht Sie es an? – Ich litt dabei, es marterte mich zu Tode, das war genug. Daß Sie nichts davon leiden sollten bei Ihrem Hiersein war mein Bestreben, und ich that was ich konnte Ihnen jede Annehmlichkeit zu liefern. – In wie fern haben Sie denn gelitten? Sie konnten nicht vermissen, was sie nicht kannten; nur ich. – Und wie habe ich Ihr Vertrauen missbraucht? Nur in einem Punkte konnte Ihnen das empfindlich sein – in Bezug auf Stahr – als ich das erste Mal in Berlin war kannte ich Sie wenig, und was mir die Berliner über Ihren Aufenthalt in Rom und Ihre Verhältnisse zu ihm aufstichten, erzählte ich hier als Couriosität. – Das gethan, konnte ich nicht mehr zurück – so wie ich aber bekannt mit Ihnen wurde, erwähnte ich des Verhältnisses nur auf eine Weise, die Ihnen zur Ehre gereichen konnte, und da mir Ihre Vortheile am Herzen lagen, konnte das auch nicht anders sein. Nennen Sie das Verrath? Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen in London jeden Dienst leisten, Sie bei meinen Bekannten einführen würde; aber nie das meine Stellung in der Gesellschaft eine solche sey, daß sie dadurch gedeckt würden! Das fiel mir nicht ein! (NLS, Kasten 14, Mappe 287)

Fanny Lewalds sicher prompt erfolgte Antwort ist nicht überliefert. Amalie Bölte selbst hat die Briefe mit großer Wahrscheinlichkeit vernichtet. Nach dem Streit, von dem man sogar in den Berliner Salons hörte, beschloss Lewald London in Richtung Schottland zu verlassen. Angeregt dazu hatte sie der mittlerweile zu ihrem engsten Vertrauten gewordene Moritz Hartmann und die Philosophengattin Jane Carlyle, bei deren Tante die Autorin die erste Nacht in Edinburgh unterkam. Anders als Fontane, der sich Jahre lang auf seine schottische Reise gefreut und vorbereitet hatte, erscheint Lewalds Fahrt demnach als spontane, ja geradezu aus der Not geborene Unternehmung. Allein die Aussicht, aus der Reise ein exklusives Buch machen zu können, lässt sie Gefallen an dem Aufenthalt finden. An Stahr schreibt sie am 30. Juli 1850:

[Lewald an Stahr, London, 30. Juli 1850]

Ich bin in der Stimmung, daß ich seelengern zu dir an den Rhein käme und die ganze schottische Reise aufgäbe, wenn ich mir nicht sagte, daß ich diese 4 Wochen durchmachen muß für mein Buch. (NLS, Brief-Nr. 401)

Die schlechte Stimmung legt sich jedoch bald. Schon die Eisenbahnfahrt an der Küste entlang fasziniert die allein reisende Lewald. Nachdem sie in dem Verleger Robert Chambers einen großzügigen und intelligenten Gastgeber gefunden hat, verfällt Lewald dann vollends der schottischen Historie und Landschaft. Vor allem die Wirkungsstätten Maria Stuarts faszinieren sie. Neben Holyrood, Linlithgow und Stirling Castle besucht Lewald zudem die von Walter Scott geschätzte Zisterzienserabtei Melrose Abbey, die auch Fontane als die schönste der schottischen Ruinen beschreiben wird. Welchen Eindruck die schottische Historie auf Lewald macht, zeigt folgender Brief aus Abbotsford, Scotts einstigem und bald nach dessen Tod zur Pilgerstätte avanciertem Landsitz:

[Lewald an Stahr, Abbotsford, 5. August 1850]

Erkläre mir, woran es liegt, daß die englische Geschichte des Mittelalters mich so unendlich mehr interessiert als unsere eigene. Ich kann mich für all unsere Joachims und Albert der Bär u.s.w. nicht warm machen. Sie sind alle Tössel und Michel und schwunglos. Es liegt an der Sandgegend, an so vielem! – Die Quitzows und die Montroses, die Zastrows und die Douglas, das steht an Ritterlichkeit so weit ab. – Ich denke all die Tage darüber nach, ob es nur Skott ist, der es uns so nahe gebracht hat – aber ich glaube das nicht – und kann mir den Unterschied nicht klar machen. [...] (NLS, Brief-Nr. 403)

In Schottland findet Lewald zu ihrer »Seelenheiterkeit«¹³ zurück. Den Höhepunkt der Reise bildet schließlich eine Fahrt nach den Hebriden und ins schottische Hochland, das die Autorin ursprünglich überhaupt nicht reizt:

[Lewald an Stahr, London, 30. Juli 1850]

Ins Hochland werde ich kaum gehen können, da ich keine Gesellschaft habe und man die Reise ohnehin als sehr kostbar bezeichnet. Es liegt mir auch nicht viel daran, da ich nordische Natur kenne und Italien und die Alpen gesehen habe. [...] (NLS, Brief-Nr. 401)

Lewalds Vergleich der alpinen Welt mit dem schottischen Hochland ist nicht ungewöhnlich, sondern auch in Reiseaufzeichnungen anderer Zeitgenossen wie Carl Gustav Carus¹⁴ und Felix Mendelssohn Bartholdy¹⁵ nachweisbar. Dass sich Lewald mit dieser Einstellung jedoch gehörig irrt, zeigt ein in Oban verfasster Brief:

[Lewald an Stahr, Oban, 14. August 1850]

Mein Engel!

Nur damit du nicht denkst, sie haben mich in der Fingalshöhle versinken lassen, und damit du nicht eine Stunde Sorge um mich hast, schreibe ich dir gleich jetzt, wo ich von der Seefahrt zurück bin, und sende den Brief gleich fort. Seekrank bin ich natürlich wieder gewesen, obschon das Meer zwischen den Inseln ruhig war, als wir aber ins atlantische, offene Meere kamen und ein kleiner Walfisch dicht neben uns in die Höhe sprang, da ist der Niny trotz allen Entzückens sehr unwohl gewesen. Ich habe mich aber mit geeistem Sodawasser und Eisstücken auf dem Kopfe doch aufrecht halten können. [...] Und ich rechne diese Fahrt und die Fingalshöhle zu dem Grandiosesten, wenn nicht als das Grandioseste, was ich gesehen habe. Es liegt ein wunderbarer Zauber in dieser nordisch tragischen Natur, und es ist ganz unmöglich hier keine historischen Romane zu schreiben. Hättest du diese Tage mit mir leben können, ich würde sie mit für die schönsten meines Lebens rechnen. So hast du mir in jedem Augenblicke gefehlt. [...] (NLS, Brief-Nr. 404)

Wenngleich auch die Schottlandreise nicht den erhofften Karrieresprung bringt, so kehrt Lewald doch keineswegs enttäuscht, sondern mit neuer Schaffenskraft am 9. September 1850 aufs europäische Festland zurück. Hat sie doch ein Buchprojekt im Kopf, von dem sie sich zu Recht viel erhoffen darf: die Veröffentlichung ihrer Reisebriefe an Adolf Stahr.¹⁶

III

Dass Lewalds 1851 publiziertes *England und Schottland* auch bei der Familie Fontane Zuspruch findet, zeigt ein Brief Emilie Fontanes vom 7. April 1852 an ihren in London weilenden Ehemann Theodor:

»Montag, Washtag, Mutterchen kam schon früh. Nachmittags Besorgungen gemacht, mich abonnirt und Fanny Lewald's Buch über England gehohlt. Sehr weitschweifig, aber doch höchst interreßant für mich, da sie viel mehr lobt wie tadelt und Vieles so beschreibt, wie, findest Du es eben so, Dir angenehm sein wird.«¹⁷

Ob Fontane zu diesem Zeitpunkt Lewalds Reisebuch bereits gelesen hatte, kann wegen fehlender schriftlicher Hinweise allerdings nicht mehr geklärt werden. Und auch das neun Jahre später erschienene *Jenseit des Tweed* liefert dafür keine Anhaltspunkte. Denn bis auf die nahezu identische Reise- und Themenroute bieten die beiden Texte kaum Übereinstimmungen, wie die sowohl in *Jenseit des Tweed* als auch in *England und Schottland* zahlreich vorkommenden Anmerkungen zur Biographie Maria Stuarts zeigen. Die prominente Rolle Maria Stuarts in beiden Reisebüchern beruht dabei nicht nur auf einer persönlichen Sympathie der Autoren, sondern auch auf einer zeitspezifischen Euphorie für die Schottenkönigin. Bewegte deren tragisches Schicksal doch Musiker, Schriftsteller und Historiker ebenso wie das breite Publikum. Wie präsent Maria Stuart in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Bühne und im literarischen Leben war, offenbaren unter anderem Donizettis 1832 uraufgeführte und mittlerweile wieder entdeckte Oper *Maria Stuarda*, Heines *Stuart-Gedichte* im *Romanzero* oder wissenschaftliche Abhandlungen von Historikern wie Friedrich Raumer und Friedrich Gentz, die sich mit den Briefen der Schottin beschäftigten. Gleichwohl entzündet sich Fontanes und Lewalds Begeisterung für die Figur vor allem an Schillers 1801 uraufgeführtem Drama *Maria Stuart*, in welchem der Dichter die Gegenspielerin der englischen Queen Elisabeth I. als leidenschaftlich agierende¹⁸, trotzig und von der politischen Situation vollkommen überforderte Frau charakterisiert, die ihr Leben leichtfertig aufs Spiel setzt und letztendlich verlieren muss.¹⁹

Mit dieser Darstellung der Königin zeigt sich Fanny Lewald allerdings überhaupt nicht einverstanden. In einer ihrem Reisebuch angefügten 130 Seiten starken, auf einer Studie des schottischen Juristen Henry Glassford Bell²⁰ aufbauenden Biographie will sie dieses Image der Stuart revidieren. Unter gezielter Verfälschung der historischen Tatsachen versucht sie das allgemein verbindliche Bild der Stuart ins Gegenteil umzudeuten. Lewalds Maria Stuart ist nicht die leidenschaftliche Frau, die ihre Schwiegermutter Katharina von Medici als Kaufmannstochter beschimpfte und die nicht davor zurückschreckte, das englische Hoheitszeichen im Wappen zu tragen. Nein. Lewalds Maria Stuart ist eine schöne Seele. In Rekurs auf idealisierte Weiblichkeitsentwürfe Goethes, Rousseaus und Wielands, dessen in Blankversen verfasste *Lady Johanna Gray* Lewald vor allem als Vorbild dient, untermauert die Autorin die Unschuld der Porträtierten mit Hilfe eines tradierten ästhetischen Topos des 18. Jahrhunderts, sprich mit literarisch verbindlichen Klischees einer naturgegebenen Weiblichkeit, wie sie auch Rousseaus *Heloise*, Wielands *Johanna* oder Goethes schöne Seele im *Wilhelm Meister* aufweisen.²¹ Wie ihre populären Vorgängerinnen ist Lewalds Maria demnach innerlich und äußerlich vollkommen: »Den äußeren Vorzügen der Königin entsprachen ihr Geist und ihre Bildung.« (II, S. 387)²²

Auch der für schöne Seelen charakteristische Hang dazu, die Grausamkeiten des Lebens still zu dulden und auf die eigene Tugend zu vertrauen, greift Lewald für die Konzeption ihrer Figur auf:

»Maria Stuart besaß zu ihrem Verderben das weiche Herz, die ganze Selbstlosigkeit eines hingebenden Frauencharakters, in einer Zeit, in der das Weib den energischen Egoismus einer Elisabeth haben mußte, um sich auf dem Throne und den Männern gegenüber zu behaupten.« (II, S. 319)

Lewald entwirft in ihrer Biographie ein von skrupellosen, machthungrigen und gewalttätigen Männerfiguren bevölkertes »Tableau« (II, S. 340), in dem Maria als schöne Seele bzw. als Pendant zur moralisch verwerflich handelnden Königin von England herumirrt und vergeblich versucht, ihre sittsame Tugend zu verteidigen. Ähnlich wie de Sades schöne Seele *Justine* wird auch Maria zum Opfer und »Spielball männlicher Launen« (II, S. 336) degradiert, wiewohl sie im Gegensatz zur tugendhaften *Justine* keine grausame Häme, sondern das volle Mitleid ihrer Biographin erntet:

»Nicht um Herzensverirrungen, nicht um elende Liebesverhältnisse handelt es sich in ihrem Leben, sondern um die Revolution eines herrschsüchtigen Adels, um Religionskämpfe, um den schwersten Verrath, der je verübt ward an einer Königin und einem Weibe.« (II, S. 336)

Indem das einzige Laster der Königin darin besteht, Schuhe zu lieben (!), positioniert sich Lewald ausdrücklich gegen Darstellungen der einstigen französischen Dauphine, wie wir sie nicht nur bei Schiller oder Heine, sondern auch bei Fontane finden. In einem seiner mehr als vierzig schottischen Gedichte beschreibt der die Schottin als liebestrunkene Gattenmörderin:

»König Darnley liegt erschlagen, / Graf Bothwell hat es getan, / Sechs Lords von Schottland tragen / die Leiche nach Sankt Alban, / Sie stellen bei Fackelscheine / Den Sarg an den Altar hin; – / Von Trauernden fehlt nur eine, / Maria, die Königin. // Die sitzt daheim im Schlosse, / In funkelnder Nische des Saals, / Auf dem Sammetpfehl ihr Genosse / Ist der Mörder ihres Gemahls; / Dem Lande kleidet die Trauer, / Der Königin kleidet die Lust, / Kalt- heiße Woneschauer / durchrieseln ihre Brust. // Sie spricht verlockendes Schalles: / »Nun komm, und küsse dich rot, / Ich danke dir alles, alles / Mein Leben und – seinen Tod.«²³

Anders als Fontane, den offensichtlich die erotische Brisanz der Figur fesselt, setzt Lewald mit ihrer Charakterisierung Marias als schöner Seele auch gesellschaftskritische Akzente. Dies wird umso deutlicher, folgt man den Ausführungen von Ralf Konersmann, der in den schönen Seelen vor allem »positive Figuren des Antimodernismus«²⁴ entdeckt hat. Tatsächlich offenbart sich auch Lewalds Maria als »Statthalterin des Entschwundenen«²⁵. Sie steht für die moralische Standhaftigkeit des Einzelnen in einer von ökonomischem

Machtstreben dominierten Gesellschaft. Natürlich übt Lewald hier Kritik an ihrer eigenen Zeit. Die Historie wird in der Gegenwart gespiegelt. Historische Sinnbildung offenbart sich als Reaktion auf eine von der Autorin empfundene gesellschaftliche Krise. Im kapitalistischen Zeitalter der Vermassung, dessen negative Auswirkungen Lewald während ihrer Besuche in den Londoner Armenvierteln kennenlernte, deutet sie das Leben der Schottenkönigin als idealisiertes Heldenschicksal neu. An der Stuart dekliniert sie die Abhängigkeit des Einzelnen von seiner sozialen Umwelt, der er sich zwar verweigern, deren Entscheidungen er jedoch nicht entkommen kann. Bei aller Anerkennung dieses Anliegens übertreibt es die Autorin jedoch. Lewalds völlige Bewunderung für die Figur wirkt historisch wenig glaubwürdig. Und so bringt man Lewalds Maria denn auch kein Mitleid entgegen, sondern erkennt in ihr vielmehr ein »idiotisch-schwärmerisches Wesen«²⁶, wie es Nietzsche den schönen Seelen attestiert hat.

Wenngleich auch Fontane Maria Stuart mit dem Blick des Poeten schildert, so überwiegt bei ihm dagegen das historische und (erotische) Interesse an der Figur. Ohne Zweifel ist Maria Stuart eine jener den Dichter faszinierenden Frauen, denen »die Schwärmer und Raketen immer aus den Augen fahren«²⁷. Dennoch mündet die Begeisterung des Verfassers für leidenschaftliche Frauenfiguren in *Jenseit des Tweed* keineswegs in einer mit Lewalds Text identischen Glorifizierung Maria Stuarts: »Sie strebte nie zu hoch, im allgemeinen nicht hoch genug; als sie dem Bothwell die Hand reichte, entschlug sie sich ihrer Würde als Königin und als Frau, das stürzte sie.« (S. 27)

Fontanes Darstellungen verfolgen keine idealisierte und mit Klischees beladene Charakterstudie. Wie ein Puzzle fügt sich das tragische Leben der Stuart erst durch die Besuche von Orten wie Holyrood oder Stirling zusammen, bei deren Beschreibung die ironisch-kritische Distanz des Verfassers stets gewahrt bleibt. So heißt es über das Zimmer, in dem der königliche Musiklehrer David Rizzio auf grausame Weise den Tod fand:

»All das stand vor unserer Seele, als wir uns in dem elenden Zimmerchen umsahen. Wir verließen es wieder, ohne ein Wort zu sprechen. Als wir bis an die Treppe gekommen waren, rief uns einer der Aufseher nach: ›Wait a moment, Gentlemen, you did'nt see the blood yet. [...]‹ In der Tat standen wir auf dem Punkt, an dem Blute Rizzios ohne weitere Teilnahme vorbeizugehen. Wir hielten an und sahen nun den großen braungrauen Fleck, das sichtbare Zeichen der Schrecknisse jenes Abends. Zu sagen, daß wir viel dabei empfunden hätten, wäre Lüge. [...] Die roten Flecke, die das Gewissen der Lady Macbeth sieht, wo sie *nicht* sind, werden ewig ihr Grauen für uns behalten; aber es ist vorbei damit, wenn man uns das Blut tischbreit auf die Diele malt.« (S. 28)²⁸

Sowohl mit seinen begründeten Zweifeln an der touristischen Vermarktung historischer Gräueltaten als auch mit der Methode, die Biographie der Stuart vor Ort und in einer Synthese aus poetischer Darstellung und sachlicher Übermittlung von historischen Fakten zu rekonstruieren, knüpft Fontane an die Positionen von Historikern wie Ranke oder Droysen an. Stellt doch der topographische Raum auch in Droysens *Methodik* eine Grundbedingung der historistischen Interpretation dar,²⁹ ist der Aspekt der ästhetischen Darstellung für Ranke doch ebenso wichtig wie der Forschungsaspekt. Dass jene »vergnügli- che Form der Wissensvermittlung«³⁰, die man Fontanes Reisebeschreibungen so gerne attestiert, eine Nähe zu den methodischen Ansätzen professioneller Historiker also keineswegs ausschließt, zeigt jedoch nicht nur die Objektivität suggerierende *Rizzio*-Passage, sondern auch der Vergleich mit zeitgleich ent- standenen Texten wie *England und Schottland*. Deren Verfasserin kennt zwar historistische Standards und Denkart – Lewald ist begeistert von Rankes *Römischen Päpsten*³¹ –; innerhalb ihrer literarischen Vermittlung historischer Details finden diese allerdings keine Beachtung. In ihrer strikten Parteinahme für oder gegen eine historische Person bzw. ein historisches Ereignis (Lewald äußert sich auch sehr positiv über die von Cromwell angeführte *Puritanische Revolution*, die sie als legitime Umsturzbewegung charakterisiert) steht Le- wald vielmehr in der jungdeutschen Geschichtstradition,³² die an Hegel an- knüpfend immer vom Fortschrittsgedanken ausgeht und für die Börnes Grund- satz gilt, dass der »Historiker parteiisch sein darf und muss.«³³ Damit vertritt die Autorin eigentlich einen moderneren Ansatz als Fontane, der – ganz ein Kind des Historismus – in *Jenseit des Tweed* Kategorien wie Fortschritt und Soziales weitgehend ausspart. Dennoch stellt sich der Eindruck einer hand- lungslähmenden Wirkung der Historie (Nietzsche)³⁴ nicht bei der Lektüre von *Jenseit des Tweed*, sondern bei der von Lewalds Schottlandkapiteln ein. Die Gründe dafür liegen in der unterschiedlichen literarischen Aneignung und Präsentation der Themen. Denn entgegen ihrer sozialen und politischen Fort- schrittlichkeit setzt Lewald – anders als Fontane – auf tradierte Erzählformen wie die Herrscherbiographie oder die Vita. Die für Fontanes Text charak- teristischen feuilletonistischen Ansätze sind der Autorin, deren journalistische Arbeiten sich auf eine Rezension zu Bettina von Arnims *Ilius Pamphilius* be- schränken, vollkommen fremd. Dadurch entsteht ein Widerspruch in den Be- schreibungen Lewalds, die sich den sozialen und politischen Tendenzen der Zeit öffnen, aber von der Ästhetik der Goethezeit nicht distanzieren will. Die- ser Widerspruch zwischen einem gegenwartsbezogenen historischen Interesse und dessen kanonisierter narrativer Repräsentation existiert bei Fontane nicht; ja er kann gar nicht erst entstehen, da die von ihm gewählte, von politischem Aktionismus weitgehend freie Form der Reportage diesen von vornherein

ausschließt. Fontane will den Leser weder von der Unschuld oder dem guten Charakter Maria Stuarts überzeugen, noch deren Biographie als Kritik an der Industriegesellschaft reklamieren. Ihm geht es nicht um Fortschrittsgläubigkeit oder Sozialkritik, sondern allein um eine literarische Dokumentation dieses Kapitels der schottischen Geschichte, bei der historisches Wissen nicht vordergründig für den eigenen politischen Standpunkt instrumentalisiert werden, sondern unterhalten soll. In seiner reportageartigen Erzählweise, seiner ironischen Distanzwahrung und der Differenzierung zwischen historisch verbürgten Begebenheiten und dem professionellen Blick des kundigen Publikums nicht standhaltenden Vermutungen heben sich Fontanes Anmerkungen von Lewalds polarisierenden und auf ästhetische Stererotypen setzenden Darstellungen deutlich ab. In seinem Verzicht auf eine strikte Parteinahme für oder gegen die Stuart überzeugt und unterhält *Jenseit des Tweed* mehr als Lewalds Studie, deren eigentliches Anliegen hinter starren Klischees und künstlich arrangierten Legitimationsansprüchen weitgehend verschwindet.

IV

Der von Lewald favorisierte Einsatz tradiert ästhetischer Topoi spiegelt sich auch in ihren Äußerungen zur schottischen Landschaft wider. Neben dem Hochland wecken vor allem die Hebriden, insbesondere die erst im Jahre 1772 von dem Geologen Joseph Banks entdeckte Fingalshöhle auf der Insel Staffa, Lewalds Interesse. Schließlich gesellt sich zur topographischen Exklusivität des Ortes noch eine mythologische Vorgeschichte. Schon prominente Ossian-Leser wie Goethe und Herder gingen davon aus, dass jene Höhle die Heimat des mythischen Königs Fingal von Morven gewesen sei. Fingal wiederum war der Vater Ossians, jenem klagenden Barden, dessen Lieder nicht nur den unglücklichen Werther auf seinem Weg in den Untergang begleiteten, sondern die sich auch beim Lesepublikum einer ungeheuren Popularität erfreuten.³⁵ Diese Euphorie führte dazu, dass auch Vertreter späterer Dichtergenerationen den bald aufgedeckten Schwindel um die Ossian-Dichtungen nicht anerkennen wollten. Entstammten Ossian wie auch seine um den Tod von Oskar und Fingal kreisenden Gesänge doch nicht der schottischen Vorgeschichte, sondern der Phantasie des Sprachforschers und Dichters James MacPherson. Von der immer wieder aufflammenden und bis in die 1840er Jahre – unter anderem von Jacob Grimm und Wilhelm Loebell – ausgetragenen Debatte um die Echtheit der Ossianschen Texte nimmt Lewald zwar Notiz. Ihre Beschreibung Schottlands als »Lande der ossianschen Gesänge« (II, S. 519) bleibt davon allerdings unberührt:

»Die Fingalshöhle verhält sich zur blauen Grotte, wie die Edda zur griechischen Götterlehre. Alles ist hier majestätischer Ernst, großartiges Naturwal-

ten. Selbst die Naturlaute sind streng und düster, wie die Formen des Basalts. Daß Ossians Gedichte nicht uralt, daß sie nicht wirkliche Thatsachen feiern und besingen, focht mich dabei nicht im Geringsten an. Wer diese Gesänge auch gedichtet, welcher Zeit sie auch entsprossen sein mögen, sie sind diesem Lande eigen; hervorgegangen aus dem tiefsten Empfinden seiner Natur, und wiedergegeben in einer dieser Natur vollkommen entsprechenden Gestalt. Das wird ihnen Dauer geben für alle Zeiten, und Widerhall in den Seelen derer, die hier weilten.« (II, S. 528)

Sich auf Lektüreerfahrungen des Lesers berufend verfolgen Lewalds Darstellungen keine korrekte topographische Charakterisierung, sondern ein ästhetisch legitimates, an Ossian geschultes Bild der schottischen Landschaft, die sich als unzivilisierter und dramatischer Naturraum offenbart. So heißt es beim Besuch des Hochlandes:

»Langgestreckte Nebelzüge endeten an einer Felsecke verschwebend, während zusammengedrückte, kuglige Wolkenmassen sich wie Scharen von Gespenstern auf den Berggipfeln niederließen. Dazu hörte man überall die schwirrenden Töne des Nachtvogels und das stoßweise, leise Klagen, das langsame Fächeln des Windes. [...] Diese ganze Natur athmet eine tiefe Melancholie: der Ossian gehört ihr an, wie die leuchtende Perle der dunkelschaligen Muschel.« (II, S. 529)

Der Text setzt auf eine tradierte, gefühlsstrategisch motivierte Beschreibung der Hebriden und des Hochlandes. Meteorologische Phänomene, elementare Naturgewalten und die damit verbundene Furcht vor den Geistern Ossians und Fingals werden von Lewald publikumswirksam in Szene gesetzt.

»So groß, so unvergleichlich war der Anblick des Elementes hier, so allgewaltig seine Macht, daß unser Dasein auf diesem Felsen mir wie ein unerlaubtes Eindringen in ein fremdes Reich erschien; und während ich auf dem leicht zerstörbaren Schiffe das Gefühl der Herrschaft des Menschen über die Elemente empfunden, erschrak ich hier vor unsrer Ohnmacht. Es hätte mich nicht gewundert, wären Geister des Meeres und der Luft erschienen, uns fortzutreiben, von dieser nicht dem Menschen bestimmten Stätte. Je mehr wir uns der Fingalshöhle näherten, umso tiefer mußten wir hinabsteigen. Die aufbrausenden Wogen hatten eben erst den Stein verlassen, den unser Fuß betrat.« (II, S. 529)

In den Schottlandkapiteln reizt die Autorin eine ihr und dem Leser zur Verfügung stehende, längst historisch gewordene Landschaftsauffassung noch einmal bis ins kleinste Detail aus. Ossians Klagen, Miltons »ungeduldiges Meer« sowie die uralte Furcht des Menschen vor dem tosenden Chaos der Flut – vor dem Leviathan – sind allgegenwärtig. Lewalds literarisierte

schottische Reise folgt damit einem etablierten, auf erhabenen Schauer und Dramatik setzenden Wahrnehmungsmodell, dessen Ende allerdings schon am literarischen Horizont sichtbar ist. Führt doch bereits Fontanes nur wenige Jahre später entstandene Darstellung Schottlands diese in tradierten landschaftlichen Topoi verankerte Position des Betrachters ad absurdum. Vor dem Hintergrund der auch im Anhang *Die schottischen Hochlande* beschriebenen Tatsache, dass die von Walter Scott beschriebene poetische Schönheit Schottlands nicht mit dem konkreten Eindruck vor Ort übereinstimmt, lehnt Fontane eine Interpretation der schottischen Natur nach tradierten ästhetischen Richtlinien ab. Jene von Lewald herausgearbeitete ossiansche Dramatik der Insel Staffa und der Fingalshöhle existiert in *Jenseit des Tweed* nicht mehr. Hier präsentiert sich der Inselrundgang zwar auch als nicht ganz ungefährlich. Auf eine dramatische Inszenierung des Weges verzichtet der Reisende jedoch:

»Wir machten pflichtschuldigst unseren Rundgang an der Höhlenwanderung entlang (eine Promenade, die selbst bei schönstem Wetter immer ihr Bedenkliches hat) und kehrten dann bis an den Eingang zurück. [...] Die Aussicht bot nichts Besonderes.« (S. 204)

Und auch die purpurn glühende Erikapflanze Staffas, die Lewald mit dem grün bemoosten Stein malerisch in Szene setzt, ist für Fontane nur noch:

»[...] ein dürres rötliches Maßlieb, das in langen Büscheln überall an den Abhängen hing, als gefiele es sich darin, von dem Seewinde, der hier niemals schweigt, zerzaust zu werden.« (S. 204)

Mit solchen Darstellungen verweigert sich Fontane einer tradierten reiseliterarischen Erfahrung der Hebriden. Die für Lewalds Text charakteristische Sehnsucht nach frühneuzeitlichen und romantischen Naturerfahrungen weicht in *Jenseit des Tweed* zunehmend einer literarisch fixierten Ernüchterung des Autors. Die daraus resultierenden Konsequenzen spiegeln sich nicht zuletzt in der Gestalt des Textes wider, der auf Vokabularien der klassischen Reisebeschreibung weitgehend verzichtet.

V

Abschließend sei bemerkt, dass sich trotz aller Unterschiede bei der Lektüre der beiden Texte auch Gemeinsamkeiten offenbaren. Manifestiert sich doch sowohl in der von Lewald herausgearbeiteten ästhetischen Historizität der Wahrnehmung als auch in Fontanes feuilletonistisch-historischer Auseinandersetzung mit Schottland ein zwar auf unterschiedliche Erzählweise präsentierter, im Ansatz aber ähnlicher Anspruch der Reisebücher: die Kennzeichnung der schottischen Landschaft und Geschichte als Vorbild für ein nationales Denkmodell, das seine Maxime aus der regionalen Literatur, Geschichte und Landschaft rekrutiert. Indem Lewald Ossian als Beispiel für eine literari-

sche Legitimationsgrundlage der schottischen Nation anführt, tangiert sie mit der Position Fontanes, der in Schottland bzw. in der schottischen Geschichte ebenfalls jene patriotische Gesinnung und Traditionsbindung vorfindet, die er fortan als Orientierungsstütze für den kulturgeschichtlich begründeten Identifikationsanspruch seiner eigenen Literaturproduktion verstehen wird. Welche literarische Nachwirkung die schottische Reise für Fontane hat, ist im Vorwort zur ersten Auflage der *Grafschaft Ruppin* ausführlich dokumentiert. Weniger bekannt ist dagegen, dass auch Lewalds Begegnung mit Schottland eine Wende im Schaffen der Autorin einleitet. Ähnlich wie im Werk des um einige Jahre jüngeren Fontane gewinnt fortan die preußische Geschichte an Bedeutung, geraten historische Persönlichkeiten wie Königin Luise stärker in den Fokus. Dass deren Charakterisierung in Lewalds 1888 erschienenem Roman *Familie Darner* unmittelbar an die schöne Seele Maria Stuart anknüpft, wurde bislang übersehen. Dabei kann *England und Schottland* doch als einer der aufschlussreichsten Texte innerhalb von Fanny Lewalds zwischen Tendenzliteratur und klassischer Ästhetik angesiedeltem Werk gelten.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu THOMAS JENTZSCH: *Verlagsbuchhandel und Bürgertum um 1800. Dargestellt am Beispiel der Buchhändlerfamilie Vieweg*. Frankfurt/M. 1992, S. 23 f.
- 2 CARL LORCK: *Männer der Zeit. Biographisches Lexikon der Gegenwart. Mit Supplement: Frauen der Zeit*. Leipzig 1862, S. 63.
- 3 Vgl. dazu JOACHIM KRUEGER: *Zu den Beziehungen zwischen Theodor Fontane und Fanny Lewald. Mit unbekanntenen Dokumenten*. In: *Fontane-Blätter* 31/1980, S. 615–629.
- 4 Vgl. CHARLOTTE JOLLES: *A Feminist's Impression of Mid-Victorian Britain: Fanny Lewald's »England und Schottland. Reisetagebuch.«* In: *Connections. Essays in Honour of Eda Sagarra*. Hrsg. von PETER SKRINE. Stuttgart 1993, S. 138–147.
- 5 KARL GUTZKOW: *Ein Preußischer Roman. Prinz Louis Ferdinand. Von Fanny Lewald*. In: *Allgemeine Zeitung*, Nr. 221, 9.8.1849, Spalte 3415–3416.
- 6 ALEXANDER VON UNGERN-STERNBERG: *Prinz Louis Ferdinand. Roman von Fanny Lewald*. In: *Neue Preußische Zeitung*, Beilage zu Nr. 161, 14. Juli 1850.
- 7 BERNHARD VON LEPEL: *Fanny Lewald und Alexander von Ungern-Sternberg*. In: *Deutsche Reform*, 26. Mai 1850.
- 8 Der heute nahezu vergessene Alt- und Kunsthistoriker Adolf Stahr war in seiner Zeit eine bedeutende Kritikerpersönlichkeit. Er arbeitete für die *Kölnische Zeitung* und die *Nationalzeitung*, verfasste eine Lessing-Biographie und übersetzte mehrere Schriften von Aristoteles. Daneben fanden seine Abhandlungen über

- Raffael und Michelangelo bei Zeitgenossen wie Jacob Burckhard und Franz Kugler viel Anerkennung. Sein kunsthistorisches Wissen beeindruckte auch Bernhard von Lepel und Fontane, die sich in ihren Briefen teils anerkennend, teils spöttisch mehrfach über Stahr äußerten. Fontane verkehrte ab 1847 im Berliner Salon Fanny Lewalds, die er über Bernhard von Lepel kennenlernte. Der hatte Lewald und Stahr bei einem Besuch am 21. April 1847 Fontanes Ballade *Der alte Ziethen* vorgetragen und dafür viel Lob von Adolf Stahr geerntet. Nach den freundschaftlichen Annäherungen kam es allerdings Anfang der 1860er Jahre zum Bruch mit Stahr, als dieser Fontanes *Wanderungen*-Projekt in der *Nationalzeitung* (8.12.1863, Nr. 572) scharf angriff. Fontane rächte sich dafür auf seine Art. Im Band *Havelland* der *Wanderungen* macht er sich im Kapitel *Wer war er?* über einen »Hinterwäldler« namens Adolf Stahr lustig.
- 9 Vgl. dazu: MICHAEL SCHLOTT: *Hermann Hettner. Idealistisches Bildungsprinzip versus Forschungsimperativ. Zur Karriere eines ›undisziplinierten‹ Gelehrten im 19. Jahrhundert*. Tübingen 1993, S.114 f.
 - 10 Vgl. zu Amalie Bölte: URSULA SCHMIDT-BRÜMMER: *Zwischen Gouvernantentum und Schriftstellerei: Amalie Bölte in England*. In: RUDOLF MUHS (Hrsg.): *Exilanten und andere Deutsche in Fontanes London*. Stuttgart 1996, S. 198–224.
 - 11 NLS = Nachlass Lewald-Stahr, Staatsbibliothek zu Berlin-Preußischer Kulturbesitz, Kasten 2, Brief-Nr. 350–410.
 - 12 Vgl. zu Lewalds Besuch in Chelsea auch Thomas Carlyles Brief vom 11. Juni 1850 an seine Mutter Margaret: »Tonight there is a Prussian Jewes (very Jewish-looking) and an Edinburgh ›lady of celebrity‹ (one Miss Crowe) coming here.« Zit. nach: *The Collected Letters of Thomas and Jane Carlyle*. Hrsg. von IAN CAMPBELL, London 1997, Bd. 25, S. 95.
 - 13 NLS, Brief-Nr. 401.
 - 14 CARL GUSTAV CARUS: *England und Schottland*. Leipzig 1844, Bd. 2, S. 195 f.
 - 15 FELIX MENDELSSOHN BARTHOLDY an Lea und Abraham Mendelssohn, Edinburgh, 18. Juli 1829. In: JULIETTE APPOLD: *Felix Mendelssohn Bartholdy. Landschaften in Briefen, Bildern und Musik*. Essen 2007, S. 145.
 - 16 Vgl. JANA KITTELMANN: *Von der Reisetage zum Buch. Zur Literarisierung und Publikation privater Reisebriefe Hermann von Pückler-Muskau und Fanny Lewalds*. Dresden 2010 (zugl. Dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin, 2009).
 - 17 GBA, *Der Ehebriefwechsel*. Hrsg. von GOTTHARD ERLER. Bd. 2, S. 26.
 - 18 Vgl. Schiller an Goethe, 18. Juni 1799: »Meine Maria wird keine weichen Stimmungen erregen, es ist meine Absicht nicht, ich will sie immer als ein physisches Wesen halten [...]. Sie erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schicksal ist nur heftige Passionen zu erfahren, zu entzünden. Bloß die Amme fühlt Zärtlichkeit für sie.« Zit. nach: *Schillers Briefe 1798–1800. Schillers Werke Nationalausgabe*. Bd. 30. Hrsg. von LIESELOTTE BLUMENTHAL. Weimar 1961, S. 61.

- 19 Vgl. dazu: GERT SAUTERMEISTER: *Maria Stuart. Ästhetik, Seelenkunde, historisch-gesellschaftlicher Ort*. In: WALTHER HINDERER (Hrsg.): *Schillers Dramen. Interpretationen*. Stuttgart 1992, S. 280–336; RÜDIGER SAFRANSKI: *Friedrich Schiller oder Entdeckung des deutschen Idealismus*. München 2007, S. 471 f.
- 20 HENRY GLASSFORD BELL: *Life of Mary, Queen of Scots*. 2 Bde. Edinburgh 1830.
- 21 Vgl. dazu: ANGELIKA EBRECHT: *Die Krankheit der schönen Seele. Psychologischer Diskurs und idealisierte Weiblichkeit im 18. und frühen 19. Jahrhundert*. In: *Psychologie und Geschichte* 3 (1992), S. 1–17.
- 22 FANNY LEWALD: *England und Schottland*. 2 Bde. Braunschweig 1851.
- 23 THEODOR FONTANE: *Maria Stuart. Romanzenzyklus*. In: GBA, *Gedichte*. 2. Aufl. 1995, Bd. 1, S. 119–126, hier S. 123.
- 24 RALF KONERSMANN: *Die schöne Seele. Zu einer Gedankenfigur des Antimodernismus*. In: *Archiv für Begriffsgeschichte*. Bonn 1993, S. 144–173.
- 25 Ebd. S. 151.
- 26 FRIEDRICH NIETZSCHE: *Nachgelassene Fragmente 1887–1889. Kritische Studienausgabe*, Bd. 13. Hrsg. von GIORGIO COLLI und MAZZINO MONTINARI. München 1999, S. 273.
- 27 THEODOR FONTANE an Karl Zöllner, 19. August 1898. Zit. nach HFA IV/4, S. 712.
- 28 Im Folgenden wird mit in Klammern gesetzten Seitenzahlen im Text zitiert nach: *Jenseit des Tweed*, Hrsg. von GOTTHARD und THERESE ERLER, Berlin 2004.
- 29 Vgl. JÖRN RÜSEN: *Bemerkungen zu Droysens Typologie der Geschichtsschreibung*. In: DERS. (Hrsg.): *Formen der Geschichtsschreibung*. München 1982, S. 14–35, hier S. 16 f.
- 30 GOTTHARD ERLER: Vorwort zur *Grafschaft Ruppin*, GBA, *Wanderungen*, Bd. 1, S. 15.
- 31 Vgl. FANNY LEWALD: *Römisches Tagebuch*. Berlin 1866, S. 120 f.
- 32 HANS WISSKIRCHEN: »Wir haben nichts überliefert bekommen.« *Das Junge Deutschland und die Geschichte*. In: DERS.: *Von Schillers Räubern zu Shelleys Frankenstein. Wissenschaft und Literatur im Dialog um 1800*. Stuttgart 2006, S. 191–208.
- 33 LUDWIG BÖRNE: *Briefe aus Paris*. In: *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von INGE RIPPMANN. Düsseldorf 1964, Bd. 3, S. 616.
- 34 Vgl. FRIEDRICH NIETZSCHE: *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*. Stuttgart 1970, S. 65 f.
- 35 Vgl. EHRHARD BAHR: *Ossian-Rezeption von Michael Denis bis Goethe: Ein Beitrag zur Geschichte des Primitivismus in Deutschland*. In: *Goethe Yearbook* 2004, Vol. 12, S. 1–17.

Literaturgeschichtliches Interpretation Kontexte

»Das Eigentliche bleibt doch zurück.« Zur Erotik und transgenerationellen Dynamik der Beziehungsverhältnisse in Fontanes *Effi Briest*

STEFAN HAJDUK

I

Der nachhaltige Erfolg von *Effi Briest* ist prima vista erstaunlich oder doch nicht selbstverständlich. Er beginnt beim zeitgenössischen Publikum, setzt sich durch die literarische Kanontradierung des 20. Jahrhunderts fort und reicht bis hinein in gegenwärtige Theoriedebatten über moderne Romanästhetik. Dabei wurde das Thema des Ehebruchs damals schon allgemein als konventionell empfunden und vom Autor bekanntlich selbst unter Trivialitätsverdacht gestellt.¹ Seine narrative Behandlung weicht zwar von der realgeschichtlichen Vorlage der skandalträchtigen Ardenne-Affäre² nicht unbeträchtlich ab, sie folgt indes einer eher traditionellen Art und Weise der Darstellung. Die heutige Erzählforschung nennt das dem Roman zugrunde liegende Gestaltungsprinzip *synthetische* Erzählung.³ Als solche kommt der Roman ohne anachronische Umstellungen aus, wie etwa einer Voranstellung von Effis Tod, dessen Gründe dann textdramaturgisch aufgelöst würden.

Unter Verzicht auf den Reiz erzähltechnischer Experimente wird weitgehend chronologisch und zudem im reservierten Tonfall sympathischer Naivität erzählt.⁴ Und zwar auf thematisch direktem Wege mit den Umständen in der Herkunftsfamilie beginnend, welche über deren Hochzeitsvorbereitungen im preußischen Kernland der Mark Brandenburg die Heldin zur Gattin des ehemaligen Verehrers der Mutter bestimmen.⁵ Im Weiteren werden die fatalen Folgen dieses zentralen Ereignisses des Heiratsarrangements in ihrer dramatischen Szenenfolge psychologisch nachvollziehbar und soziologisch kohärent vom Erzähler vergegenwärtigt. Die narrative Abfolge der Initiation in den ehelichen Hausstand, des Einübens der Praktiken gesellschaftlicher Verpflichtungen innerhalb des vorpommerschen Landadels und der Gründung einer Generationsfamilie korrespondiert dabei der Ordnung tradierter Subjektwerdung. Die gleichsam konservative Erzählweise insgesamt scheint am Ende des 19. Jahrhunderts noch einmal die poetologische Direktive des Realismus

zu befolgen, den Möglichkeitszusammenhang von individueller Identität und sozialer Integrität zu repräsentieren. Dass dies in einem affirmativen Sinne bei *Effi Briest* gerade nicht der Fall ist, namentlich indem eine sozial Verfemte zur Heldin avanciert, macht erst die Modernität dieses Romans aus.⁶

Denn seine realistische Erzählform umfasst nicht nur die Repräsentation jenes Zusammenhangs, sondern schließt die krisenhaften Funktionen von dessen (Selbst-)Zersetzung mit ein. In der hier vorgenommenen Lesart von *Effi Briest* bildet der Fontanesche Realismus eine Reflexionsbasis, auf der die Subjektconstitution, wie sie sich in der Perspektive erotischer Sozialisation entfaltet, sich als Aporie darstellt: indem Effi die Ermöglichungsbedingungen gelingender Subjektwerdung mehr als erfüllt und Identitätszumutungen nicht nur hinnimmt, sondern – sie in ihrer Normativität bejahend – verinnerlicht, führt ihre Individuierung zum frühen Tod. Zunächst in den sozialen Tod der Dissoziation des Selbst aus jenem Lebenszusammenhang, in den es hineingeboren und eingelebt worden ist, schließlich auch zum physischen Tod als Folge somatischer Subjektivierung dieses Weltverlusts.⁷

Es ist diese Gegenwendigkeit von offen stehenden Möglichkeiten und zwingender Unmöglichkeit, von übererfüllten Bedingungen und bewirkter Unerfülltheit, kurz: die Umschlagsnähe von glücklichem Leben und tödlichem Unglück, welche den tragischen Reiz ausmacht. Also nicht innovativ formale oder vordergründig inhaltliche Aspekte sind es, welche die nachhaltige Erfolgsgeschichte von *Effi Briest* erklären; auch nicht die dem Leser ermöglichte Milieubesichtigung des den damaligen bürgerlichen Vorstellungsidealen entsprechenden havelländischen Landadels samt der imaginativ gestatteten Einsichtnahmen in dessen privateste Verhältnisse im Konflikt mit traditionsbestimmten Moralitätsansprüchen. Die starke Wirkung dieses Romans muss wohl von dessen Realismus des Scheiterns her verstanden werden, insofern dieser eine Art irritierend-konventionelles Narrativ entfaltet, in welchem gerade das anpassungsfreudigste Individuum aus günstigen Herkunftsbedingungen im wechselseitig konstitutiven Konfliktverhältnis zwischen sozialer Norm und Abweichung zerrieben wird.

Auf dem weit ausdifferenzierten Forschungsfeld zu Fontane haben insbesondere sozialhistorisch angelegte Interpretationen die gesellschaftskritische Dimension von *Effi Briest* ausgeleuchtet.⁸ In dieser ließ sich durch Fokussierungen auf überkommene Rollensets, die wilhelminische Ehemoral und die im Duell ritualisierte Standesethik der Ehre eine Konturierung der Hauptfigur erkennen, die sie unschwer als spezifisch weibliches Opfer einer patriarchalisch durchstrukturierten Gesellschaft zur Erscheinung brachte. Diese schon beim zeitgenössischen Lesepublikum gängige und in emanzipationsentschlossenen Rezeptionsphasen späterer Forschung argumentativ angereicherte

Betonung der Opferrolle bringt indes auch eine Schwierigkeit mit sich.⁹ Wie nämlich lässt sich Effis dezidiertes und bis zu ihrem Ende durchgehaltenes Einverständnis mit der Ordnung erklären, dessen beinahe schuldloses Opfer sie schließlich sein soll?

Jedweder Versuch, hierfür die heteronome Totalität ihres Unterworfenseins anzuführen und etwa noch Effis wütende Frontalanklage¹⁰ allein als Bestätigung ihrer systemischen Verlorenheit aufzufassen, scheint mir einem letztlich moralistischen Deutungszwang zu unterliegen. Gesellschaftskritisch motivierte Tendenzen zur Festlegung der Hauptfigur auf den Opferstatus, zur Vereinseitigung auf ihre brave »Anspruchslosigkeit« (23) können allerdings eine Harmonisierung ihrer unterschweligen Widersprüchlichkeit, eine Verkennerung der eigensinnigen »Tochter der Luft«, ein Missverstehen ihrer gedämpften Leidenschaftlichkeit oder Ausblendung ihres Ehrgeizes und Verführerischseins nach sich ziehen. Es sind diese – emphatisch gesprochen – *starken* Züge der Heldin, welche die hier in heuristischer Absicht typologisierte Deutungstendenz (»arme Effi!«, 321) vernachlässigt, obwohl erst diese Eigenschaften die Konzeption der Figur hinreichend komplex für ihre Zentralität im Erzählgefüge machen. Denn diese eher auf Selbstbehauptung oder doch Selbstbewahrung, auf Freiheit-*zu* und aparte Individualität zumindest angelegten Charakterzüge Effis sind zugleich Träger der allenfalls latent kritischen, transgressiven und subversiven Funktionen, welche den Roman von seinem Zentrum her gegen den von ihm selbst noch mitgetragenen Realismus wenden.

Diesen Thesenzusammenhang möchte ich als einen in der doppelbödigen Konzeption der Hauptfigur zentrierten verdeutlichen. Hierbei richtet sich die Aufmerksamkeit auf die Aspekte des Erotischen und des Eigentlichen, unter welchen sich die Heldin – ausgehend vom familialen Diskurs – über die Abspaltung des Unsagbaren vom Sagbaren konturiert. Damit werden das individuell Besondere, das eigene Andere oder das prekäre Außergewöhnliche als *Aus*-wirkungen des Allgemeinen und seiner sozialen Sprachspiele thematisch. Solcherart aufgefasst als das eigentlich Aparte soll gezeigt werden, wie das Eigentliche aus seiner Form des Entzogenseins heraus – darin den verdeckten Reizen des Erotischen verwandt – sich Ausdruck verschafft und funktional bezogen ist auf das normkonstitutive Ganze.

Dessen Sozialisations- und Kommunikationsspiele, die Effis Schicksal bestimmen, stehen also durchaus nicht im Zeichen des Kampfes zwischen massivem Anpassungsdruck und verzweifelterm Widerstand; sie sind vielmehr getragen von ihnen zustimmenden Protagonisten. Die Grundtendenz des Romans ist demnach nicht entlarvend und gesellschaftskritisch, sondern analytisch und wertneutral beobachtend. D.h. der Roman ist interessiert an der Er-

kenntnis (nicht Beurteilung) des Sozialen und seiner den Einzelnen positiv (nicht negativ) diskriminierenden Konstitutionsmedien der Genealogie, der Sprache und der Erotik. Zum Schluss gehe ich der psychologisch gestellten Frage noch etwas weiter nach, warum Effis Leben zwischen heiterer Anpassung und heimlicher Abweichung so früh ein Ende findet und konzentriere mich dabei auf die transgenerationale Strukturbewegung im erotischen Beziehungsfeld.

II

Aspekten des Erotischen in Form von Anspielungen kommen von Beginn an eine wichtige Bedeutung bei der Charakterisierung der Figuren und ihrer Verhältnisse untereinander zu. Bezüglich des Entwicklungsganges der jungen Heldin fungieren im Sinne solcher indirekten Darstellung vorzugsweise Motive des Exotischen, welches als Deckfigur des Erotischen fungiert, d.h. im psychoanalytischen Sinne eine Kompromissbildung darstellt zwischen unbewussten Phantasien oder verdrängten Wünschen mit der Abwehr des Fremden und der Angst vor Selbstverlust (»indischer Fürst«, »japanischer Lampenschirm«, »gruseliger Chinese« u.a.). Erotologische Implikationen spielen indes auch dort eine wichtige Rolle, wo der Leser es weniger erwarten dürfte wie etwa in den Eingangskapiteln bei der Handarbeit von Mutter und Tochter¹¹, bei der Erwähnung des sich in Zweideutigkeiten gefallenden Vaters¹² und – über den Familienkreis hinaus – beim kindlichen Spielen unter Freundinnen¹³, bei der Ankündigung eines alten Freundes oder im Umfeld der Hausangestellten und Nachbarn.

Am Romananfang, als Effi erstmals namentlich erwähnt wird, präsentiert sie ihren jugendlich geschmeidigen Körper durch gymnastische Übungen den heimlich stolzen Blicken ihrer »schöne[n], schlanke[n] Mama« (8). Dieser macht sie mit den ersten gesprochenen Worten auf halb naive halb anzügliche Weise klar, dass sie kein Kind mehr ist, das man noch in einen Matrosenanzug steckt, und: dass sie *noch* keine Dame in »Staatskleidern« sein will (8 f.). Zwischen der allenfalls latenten Geschlechtlichkeit eines Mädchens und der patriarchalisch disziplinierten Geschlechtlichkeit der Frau öffnet sich für einen Augenblick die Unbestimmtheit geschlechtlicher Ambiguität, wie sie sich in einen »Jungenskittel« (9) eingekleidet findet. Die leidenschaftlich-narzisstische »Kunstreiterin« weiß diesen phantasievollen Moment zur ungezügeltten Animation ihres Idealobjekts zu nutzen: »Und dabei lief sie auf die Mama zu und umarmte sie stürmisch und küsste sie« (9).¹⁴

Angefangen mit diesem in der Forschung aufgearbeiteten cross-dressing, in welchem die Tochter von ihrer Mutter auch deren ehemaligen Verehrer präsentiert wird, und dem weniger beachteten cross-behaving, sind es immer

wieder ambige Zeichenqualitäten, welche zumal die Hauptfigur charakterisieren, indem sie sie verzweideutigen. Das Unpassende an der Matrosenkleidung kann als metonymischer Bezug zur Identität Effis aufgefasst werden, deren Kleidung damit zur semiotischen Verhüllung des Eigentlichen avanciert und dieses im Modus der materiellen Uneigentlichkeit (Stoff) erst produziert: der darunter verborgene Körper der Frau wird als die vom männlichen Gewand verdeckte Wahrheit verhandelt, die nur durch die Figur der Verstellung mittels zeichenhafter Oberflächlichkeit indirekt zur Erscheinung kommen darf, um den Reiz zu entdeckender Wirklichkeit zu erzeugen. Dadurch steigt der Wert der Tochter als Heiratsware.¹⁵

Die im infantilisierenden Verkleidungsspiel teils verdeckte teils pervertierte Erotik der »Kleinen« (8), wie die Tochter in Konkurrenz mit der Mutter sich nennen lassen muss, ist jedoch eine solche, die sich im Blick der anderen konstituiert. Im von der Mutter antizipatorisch imaginierten Blick Innstetens »auf das jugendlich reizende Geschöpf« entsteht ganz im erotischen Interessenkalkül »ein Bild frischesten Lebens vor ihr«, das den Wert der Tochter für das Ehearrangement nur noch erhöht (17). Denn »so unvorbereitet« und »so gar nicht zurechtgemacht« – »und darauf kommt es in diesem Augenblick an«, versichert die Mutter – lässt sich besser übersehen, dass es sich dabei um den Wert der Stellvertretungsfähigkeit handelt: je natürlicher ihre »süße Effi« »daher« kommt – nämlich aus der Kindheit – und dadurch in ihrer Unschuld als sie selber begehrenswert erscheinen kann, desto unauffälliger die (besser: *das*) pathogene Mitgift und umso effektiver die Simulation von Normalität, welche man auch als Dissimulation von Missbrauch bezeichnen kann (17). Die Inszenierung des Körpers der Tochter im Zeichen sexuell domestizierter Natürlichkeit (Naturkind) erlaubt der Mutter den somit verdeckten Kunstgriff, ihr eigenes, einst aus sozialen und finanziellen Sicherheitserwägungen zurückgestelltes Begehren nachträglich in den inzwischen zur guten Partie gereiften Baron zu investieren.

Wichtig nun für die Thematik des Eigentlichen im subjektiven Sinne eines imaginären Selbstrefugiums ist zunächst die Beobachtung, dass der Roman das Erotische als ein intersubjektives Terrain markiert, auf dem der Neuankömmling zunächst mehr ausgesetzt ist als dass er agiert. Auf ihm fungiert das Subjekt durch den Körper hindurch und über das eigene Begehren hinweg als Verkehrsknotenpunkt der Wunschströme und Phantasieverbindungen anderer. Bevor das Erotische von Effi auch als Medium subjektiver Identität erfahren werden kann – namentlich nach der Geburt ihres Kindes, als Innstetten bemerkt, dass sie »mit einemmal« wie eine Frau aussähe und etwas Verführerisches habe (115) –, hat umgekehrt das Erotische als Medium der Inszenierung ihres Körpers (durch andere) und als Medium des Zugriffs (anderer) auf ihre

Person sie längst schon in Anspruch genommen. Denn als solches gehört das Erotische wesentlich zum Spiel der Differenzen zwischen gesellschaftlicher Norm und individueller Freiheit. Die europäische Kunst hat seit der antiken Tragödie bis hin zum modernen Roman dieses Spiel als ein äußerst konflikt-dramatisches in Szene zu setzen gewusst – geht es dabei doch für beide Seiten, für die Gesellschaft eben so wie für das Individuum, um die Frage von Sein oder Nicht-sein. In immer neuen Darstellungsvarianten wurden die wechselseitig konstitutiven und zugleich konfliktuellen Beziehungsverhältnisse zwischen sozialer Kohärenz und persönlicher Freiheit, zwischen nomologischem Bestand und subjektiver Realisierung, zwischen moralischem Wissen und abweichendem Handeln vermessen.

Indem dieses die lebensweltliche Realität bildende Konfliktspiel für Effi – und um ihn nicht ganz zu vergessen: auch für Crampas – tödlich endet, scheint der Erzähler keinen Zweifel daran aufkommen lassen zu wollen, dass Regelverstöße ab einem bestimmten, wenn auch historisch variablen Schweregrad nicht eine Revision der Kasuistik samt des ihr zugrunde liegenden ethischen Ordnungswissens herbeiführen, sondern nur dessen gesetzliche Bestätigung ex negativo nach sich ziehen können. Der traditionalistisch angeschlagene Erzählton scheint ebenfalls eine dem früheren Realismuskonzept Fontanes entsprechende Verklärung des status quo des kulturellen Normenwissens anzukündigen. Dem entgegen arbeitet freilich dessen unterschwellige Diskreditierung im Roman. Sie äußert sich in den Selbstzweifeln der Eltern Briest, wird mit der gründlichen Infragestellung des adligen Ehrencodex durch seine untadeligen Repräsentanten Innstetten und Wüllersdorf ihr kritisches Stadium erreichen und schließlich von Effis Todesbejahung her rückwirkend das »weite Feld« des sozialen Diskurses insgesamt erfassen.¹⁶

Von Beginn an ist es jedoch die sympathetische Parallel-Konturierung Effis nach der *normabweichenden* Maßgabe des Aparten, mit welcher der *normbewahrende* Moraldiskurs zunehmend im Modus des Uneigentlichen vernehmbar wird. Effis Hang zum Aparten manifestiert sich nämlich nicht nur in geschmacksästhetischen Vorlieben für Außerordentliches, Vornehmes, Märchenhaftes oder Exotisches. Vielmehr äußert sich in ihm ein stummer Widerstand gegen die normierende Macht dessen, was ihr prinzipienbewusster Mann als das »Gesellschafts-Etwas« (220) in seiner unausweichlichen Verbindlichkeit (an)erkennt, um sich ihm trotz der Verzweiflung an dessen zerstörerischen Konsequenzen zu unterwerfen.¹⁷

Effi hingegen, von der ihre Mutter sagt, dass sie gern mit der »Welle« schwimmt, zumal »Kampf und Widerstand [...] nicht ihre Sache« seien, widersetzt sich, ohne offen zu revoltieren (202).¹⁸ Indem sie die offene Revolte meidet, kann sie bis zu einem gewissen Grad, der zudem – auch ihr selber –

verdeckt ist, normresistent bleiben. Nach den sieben Jahren Kessin meint die Mutter in diesem charakterlichen Vexierspiel zwischen dem Manifesten braver Überanpassung und dem Latenten subversiver Eigensinnigkeit eine ererbte Art von psychotaktischem Dispositiv erkennen zu müssen:

»Das Eigentliche bleibt doch zurück. Sie wird sich hüten, mich in ihre Geheimnisse einzuweihen. Außerdem, ich weiß nicht, von wem sie's hat, sie ist... ja, sie ist eine sehr schlaue kleine Person, und diese Schlaueheit an ihr ist umso gefährlicher, weil sie so sehr liebenswürdig ist« (200 f.).

Sie warnt Briest, der auf das »liebenswürdig« so sehr Wert legt, sogar davor, Effis »Herzengüte« als Harmlosigkeit misszuverstehen: »du glaubst immer, sie könne kein Wasser trüben. Aber darin irrst du. Sie lässt sich gern treiben« (201). Denn beinahe übertrieben anpassungsfreudig macht sie alles mit, ja liebt sogar, was man von ihr erwartet. Und doch weiß sie sich dem – und weiß selbst nicht wie – ein Stück weit zu entziehen: ins Unsagbare, ins Abseitige des Individuellen.

Dieses Andere des ›Individuellen‹, das anders als alles Sagbare etwas Un(mit)teilbares, aber auch anders als sein Subjekt es (sich) denkt zu sein scheint, – ist das eigentlich Aparte an Effi.¹⁹ Es markiert die Öffnung zu einer Sphäre, in der sie das ihr Eigentliche als ein der Sprache zugleich Entborgenes und ihr Verborgenes, bewahrt. Bewahrt wird dieses ›Individuums-Etwas‹ vor dem »Gesellschafts-Etwas« (220), vor dessen homogenisierendem Zugriff durch Normansprüche, vor dem »Geplärr« (205) des Uneigentlichen, die jedoch seine Voraussetzung bleiben. Durch Abgrenzung droht das Eigentliche aber auch in seiner Heterogenität isoliert und der Gefahr der Weltflüchtigkeit mit ihrer transzendenten Drift ins Inkommensurable ausgesetzt zu werden: »Alles war so still, und ein feiner Ton, wie wenn es regnete, traf von den Platanen her ihr Ohr. [...] Aber es war nur die Nachtluft, die ging« (205).

Jahrzehnte vor seiner philosophischen Reflexion in Heideggers Daseinshermeneutik und seiner scheinbaren Verwerfung (Eigentlichkeits-Jargon) und doch nur Umbenennung (das Nicht-Identische) durch Adorno, wird in *Effi Briest* das Eigentliche als individuelles Moment in der Subjektivierung einer sich verflüchtigenden Existenz thematisch. Wie so oft mit semantischen »Tiefen« (200) bei Fontane, geschieht dies wie beiläufig auf einer dialogischen Oberfläche, auf der es sich auch rückstandslos überlesen ließe. Und ›eigentlich‹ – so ließe sich dekonstruktiv formulieren – steckt nichts (essentiell) hinter dem Eigentlichen, ihm liegt nichts (substanziell) zu Grunde, es hat mit ihm nichts *auf* sich, was nicht bloßer Subjektivierungseffekt der symbolischen Ordnung von Intersubjektivität und Sprache wäre.

Unter diesem Aspekt der »Uneigentlichkeit« hat zuletzt Gerhard Neumann den »Prozess des Entstehens und des Verlöschens von Effis trüber Passion aus

dem Repertoire natürlicher und kultureller Sprach- und Bildklischees« beleuchtet.²⁰ Die Verführung durch Crampas folgt dabei »der Strategie der literarischen Zitat-Montage« ebenso wie »im Erlebenshorizont der Romanheldin Effi an die Stelle ›realer‹ Erfahrung [...] ein Ensemble aus Fragmenten ›zitatierter Authentizität‹« tritt.²¹ Innerhalb eines philosophischen Referenzrahmens (Hegel – Bergson – Barthes) verdeutlicht Neumann, wie das »gefälschte Bild« anstelle vom abgebildeten Original diesen Realismus des »Simulakrum[s]« beherrscht, und er betont dabei, »dass Fontane diese Struktur der Uneigentlichkeit nicht unbedingt ablehnt und verwirft«.²²

Vielmehr scheint es ein Grundanliegen seiner Romanpoetik zu sein, das Eigentliche selbst als die leere Reflexionsform des Simulations- und Konstruktionscharakters von Realität darzustellen. Wenn Frau Briest an Effis Mitteilungsverhalten ihr gegenüber zu bemerken meint »Das Eigentliche bleibt doch zurück« (200), so ließe sich mit Fontane hinzufügen, dass »es das doch eigentlich immer tue« und »es gar nicht anders sein könne«.²³ Solcher drohenden Aufhebung der phänomenalen Differenz zum einzig ›Realen‹ der bloßen Erscheinung entspricht die Lockerung der Bindung der Worte an bestimmte Referenten. Dies lässt sich aus anscheinend nur konversationell generalisierten Aussagen wie »jeder quält seine Frau« (Frau zu Herrn Briest), »alles was klein ist, ist grausam« (so Effi abstrahierend von Innstetten) herauslesen und wird von Innstetten als protostrukturalistische Lebensweisheit ausgesprochen: »Er hatte lange genug gelebt, um zu wissen, daß alle Zeichen trügen« (171).²⁴

Im 24. Kapitel, der Umzug nach Berlin hat bereits statt gefunden, rekapitulieren die Eltern Briest den bisherigen Verlauf der Ehe ihrer »so liebenswürdig[e] Tochter«, wobei sie sich darauf konzentrieren, wie einerseits Effi und andererseits ihr Verhältnis zu Ihrem Mann »eigentlich« sind (200). Dies geschieht abermals auf Initiative des Vaters, der mit seinem »Alles-wissen-Wollen« zum anscheinenden Überdruß der Mutter »immer auf diese Dinge zurück[kommt]« (200). Dabei verwendet er mit signifikanter Häufung das Adverb »eigentlich« in einer für Fontane »eigentümlichen Form von Sätzen, die mit dem Wort ›eigentlich‹ spielen, seine authentifizierende Kraft in Geltung setzen und gleichzeitig unterlaufen; auf das Wesen der Dinge und Verhältnisse verweisend und diese doch in ihrer Gültigkeit relativierend«, wie Neumann auch an weiteren Romanen Fontanes aufzeigt.²⁵ Ausgangspunkt der väterlichen Sorgebesprechung ist hier die auffällige Anhänglichkeit seiner allzu »prächtig[e] Tochter« an die Eltern, deren Bedeutung diejenige von »Mann und Kind« in Besorgnis erregendem Maße überwiegt: »Eigentlich ist es, als wäre dies hier immer noch ihre Heimstätte« (200).

Seit ihrer Verheiratung sind die Zweifel offenbar nie ganz geschwunden, ob sie mit dem signifikant älteren Innstetten »glücklich« werden kann (»Wie

steht es denn eigentlich damit?«, 200), worin sich ein Problembewusstsein von dessen väterlicher Ersatzfunktion andeutet:

»Oder ist da doch irgendwas im Wege? Von Anfang an war mir's so, als ob sie ihn mehr schätze als liebe. Und das ist in meinen Augen ein schlimm Ding. Liebe hält auch nicht immer vor, aber Schätzung ganz gewiß nicht« (200).

Luise Briests teils emotionale teils kognitive Reaktion auf diese richtige Intuition stellt eine Mischung aus spontaner Schuldabwehr und scheiternder »Tiefen«-Hermeneutik dar (200). Zum einen geht das latente Schuldgefühl der Mutter darauf zurück, dass sie ihre eigene Wunschbefriedigung nicht nur durch die Tochter realisiert, sondern sie dieser auch noch als mögliche Realisierung von deren Ich-Ideal attraktiv zu machen versucht hat.²⁶ Zum anderen droht die quasi-hermeneutische »Ahndung« ihres Mannes etwas vom Hinderlichen der substitutiven Wunscherfüllung zu verstehen, die von ihrer »Liebesgeschichte mit Entsagung« (10 vgl. 35) in die Verbindung von Effi und Innstetten involviert ist. Deshalb reagiert Luise ungehalten auf sein »Alles-wissen-Wollen« und wehrt sein Fragen nach Gründen als »schrecklich naiv« ab (200):

»[...] als ob ich in alle Tiefen sähe. [...] Glaubst du, daß das alles so plan daliegt? Oder daß ich ein Orakel bin [...] oder daß ich die Wahrheit sofort klipp und klar in den Händen halte, wenn mir Effi ihr Herz ausgeschüttet hat? Oder was man wenigstens so nennt. Denn was heißt ausschütten? Das Eigentliche bleibt doch zurück« (200).

Mit dem Problem der zensierten Einsicht in ihre Schuldverstrickung ist hier – über die rhetorischen Fragen – die Erfahrung der Begrenzung möglicher Erkenntnis verbunden.

Damit suggeriert der Text zunächst, dass das, was Effi auf dem Herzen liegt und sie und ihre Ehe unglücklich macht, in dem Maße nicht erkannt werden kann, wie es von den verdrängten »Jugendlichkeiten« (35) zwischen Innstetten und der Mutter herrührt. Diese »Jugendlichkeiten«, auf deren Verfänglichkeit Vater Briest wiederholt wie unbefangen zurück verweist, stehen denn auch – einmal mehr wie beiläufig oder zufällig – am Anfang jenes Gesprächs zwischen den Eltern, welches sie gleich nach der Hochzeit geführt haben. Es bildet die Korrespondenzstelle zur eben zitierten. Schon dort unterziehen sie Effi und ihr ambivalentes Verhalten gegenüber Innstetten einer nachdenklichen Analyse.

Der Diskurs über das Eigentliche wird in Form von Spekulationen über eine Wahrheit geführt, die – wie der Sinn im Text – im Herzen verborgen und diesem zugleich entzogen ist: »Das kann doch nur so zusammenhängen, daß sie noch nicht recht weiß, was sie an ihm hat« (36). Effis Ambivalenz gegenüber Innstetten erscheint hier als Reaktionsbildung auf dessen eigene Ambiva-

lenz als Ausdruck seiner doppelten Bindung an Mutter und Tochter, genauer: der indirekten Beziehung zur Mutter vermittelt der Tochter. Innstetens Liebe, die Effi nicht erwidern kann, weil sie eigentlich nicht gemeint ist, stellt in ihrer missbräuchlichen Verdecktheit eine Double-bind-Situation dar. Kontinuierlich zur Grundlage einer Ehe mit dem ehemaligen Liebhaber ihrer Mutter erweist sich damit dasjenige, wonach Briest fragt, nämlich »was sie an ihm hat«, als etwas Uneigentliches, dem gegenüber das Eigentliche nur zurückbleiben kann.

Unmittelbar anschließend fragt Briest schon damals: »Oder ist es einfach, daß sie ihn nicht liebt? Das wäre schlimm« (36). Wo die genetischen Zusammenhänge zu kompliziert werden, als dass sie sich »klipp und klar« erfassen ließen, da wird die »Liebe« als etwas, was nicht zu »gewinnen« ist, als entweder gegeben oder nicht gegeben verhandelt (200, 36). Sie wird als Kategorie der Beziehungsanalyse entzogen und zum Prüfstein des »Charakter[s]« gemacht, der auf sein Eigentliches hin entzifferbar sein soll, wenn das »Herz ausgeschüttet« wird, wie es in den beiden Gesprächen genannt wird (200, 36 f.). Dies aber tut oder kann Effi nicht: »Solche Generalbeichte, so alles von der Seele herunter, das liegt nicht in ihr« (36). Die ihrerseits von ihrem Herzen aus mit dem Effis kommunizieren wollende Mutter muss erkennen, dass das Eigentliche dem Diskurs, zumal dem familialen, vorenthalten bleibt. Diesseits des Diskurses verliert es sich im Sagbaren, jenseits desselben insistiert es als das Unsagbare:

»Sie hat wohl das Bedürfnis zu sprechen, aber sie hat nicht das Bedürfnis, sich so recht von Herzen auszusprechen, und macht vieles in sich selber ab; sie ist mitteilhaftig und verschlossen zugleich, beinahe versteckt; überhaupt ein ganz eigens Gemisch« (36).

Selbst wenn dieses Charaktergemisch sich im eigentlichen Sinne des Herzens doch einmal ausschütten wollte, bleibt das Eigentliche *selbst* zurück. Das Scheitern der Herz-zu-Herz-Kommunikation erklärt die Mutter aus dem faktischen Sosein ihrer Tochter: »Ihr Charakter ist, wie er ist« (201). Dass daran auch ein lebensgeschichtlich so Gewordensein, also ein Gelernthaben Anteil haben könnte, liegt ihr aus zu großer Mutternähe einschließlich verdrängter Schuldgefühle fern. Dennoch scheint sie davon etwas zu spüren, wenn sie an die Feststellung »Das Eigentliche bleibt doch zurück« die Spekulation anschließt: »Sie wird sich hüten, mich in ihre Geheimnisse einzuweihen. Außerdem, ich weiß nicht, von wem sie's hat, sie ist...« (200). Effi ist – so ließe sich der Satz vervollständigen –, allein insoweit sie im Modus des Entzogenenseins aus der Differenz zur Mutter sich konstituiert, sie selbst.

So kann das Eigentliche aus Effis Perspektive auch als ein bloßer Identitätseffekt der Distanzierung von einem Uneigentlichen aufgefasst werden,

welches in der allgemeinen Form von Mutter-Tochter-Symbiotik ihrer Individuierung schon entgegensteht, aber in der besonderen Form von erotischem Stellvertretungsdienst das Vertrauen in die eigenen Gefühle untergräbt. Bezeichnenderweise ist es erst die Mutter, die im 5. Kapitel Effis apartes Verhältnis zur Liebe bemerkt:

»Sie gehört nicht zu denen, die so recht auf Liebe gestellt sind, wenigstens nicht auf das, was den Namen ehrlich verdient. Sie redet zwar davon, sogar mit Nachdruck und einem gewissen Überzeugungston, aber doch nur, weil sie irgendwo gelesen hat, Liebe sei nun mal das Höchste, das Schönste, das Herrlichste. Vielleicht hat sie's auch nur von der sentimental Person, der Hulda, gehört und spricht es ihr nach. Aber sie empfindet nicht viel dabei« (37).²⁷

Im 24. Kapitel wiederum, als sie ihre Seele erfolglos auf Authentisches hin zergliedert, entdeckt Effi ihrerseits, dass bei ihr der Riss des Aparten durch das Gefühl selbst geht.²⁸ Etwas ist »nicht in Ordnung in meiner Seele, [mir] fehlt das richtige Gefühl. [...] auf ein richtiges Gefühl, darauf käme es an, und wenn man das habe, dann könne einem das Schlimmste nicht passieren, und wenn man es nicht habe, dann sei man in einer ewigen Gefahr« (204 f.).

Es ist dieses auf der Schwelle zur affektischen Desintegration des Selbstseins, zur inneren Unordnung des Individuellen und zugleich ein am Rande der äußeren Ordnung der Gesellschaft Stehen, was Effi nach ihrer Verstoßung als die abgründige Seite des Aparten erfährt. Denn zu diesem gehört – wie Edda Ziegler an anderen Heldinnen in Fontanes Werk gezeigt hat²⁹ – nicht nur das Außerordentliche, Geheimnisvolle, Rätselhafte und »Verführerische«, sondern auch »das beständige Gefährdetsein« (90), das existenziell Prekäre, das fast schon Kranke und dem Todgeweihtsein.

Eben dieses Zwiespältige des Aparten kennzeichnet auch die Figur des Eigentlichen. Sie trägt auf der Stirn, die sie der gesellschaftlichen Norm bietet, den ontologischen Doppelindex des Gewordenseins und des Unwirklichseins und durchkreuzt damit – wie wir gesehen haben – essentialistische Perspektivierungen wie diejenige angeborener Eigentümlichkeit. Im Individuierungsmodus des Sichentziehens ist somit das Eigentliche bei Effi die fragile Vollzugsform einer subjektiven Identität, die sich im falschen Spiel von Kommunikation nur simulierenden Zeichen zu verlieren droht.³⁰

III

Abschließend möchte ich noch eine Art evaluativen Schritt weiter gehen, indem ich etwas näher verdeutliche, wie ein solchermaßen nicht substanzlogisch sondern prozesshaft gedachtes Eigentliches sich im Textzusammenhang konkretisieren und interpretatorisch belasten lässt. Wenn das Eigentliche auch das von Effi ebenso sorgsam wie unbewusst Verborgene ist, so muss es doch

auch die Evidenz des Verborgenen haben.³¹ Es ließe sich etwa das »nervöse Zittern«³² Effis im Anblick der Annäherung Innstettens am Tag der Brautwerbung in neurologischer Diagnostik, die Depression nach umfassender Trennung klinisch erläutern³³ oder in Parallelführung zum psychoanalytischen Unbewussten das Eigentliche insgesamt symptomatologisch auffassen.

Indes soll die Aufmerksamkeit darauf fokussiert werden, dass das Eigentliche *nicht nur* Wirkung ursächlicher Zusammenhänge ist oder als Syndrom letztlich einer pathologischen Normabweichung entspricht. Vielmehr steht – oder besser: bewegt es sich gegenüber dem ihm Vorgängigen gleichzeitig in einem Verhältnis der Nachzeitigkeit wie der Vorzeitigkeit. Denn es ist Anlass und Ergebnis jenes fortgesetzten Konfliktspiels zwischen Gesellschaftlichem und Individuellem, zwischen notwendiger (Ein-)Gebundenheit in bestehende Ordnungsstrukturen und möglicher Entfesselung aus verselbständigten Normzwängen. Je nach Spieleinsatz und -verlauf sind die Romanfiguren unterschiedlich konzipiert.

Innstetten etwa hat der Sozialisierungsdruck weitestgehend einseitig geprägt, allerdings auch als Folge der Erfahrung, dass ihm sein Leben mit Luise durch einen ihm höher gestellten und zudem älteren Konkurrenten genommen wurde (12). Die Verinnerlichung der Normen- und Ordnungsverhältnisse jedenfalls scheint alles Individuelle in ihm soweit überformt zu haben, dass dieses vor allem an charakterlichen Deformierungen sichtbar wird: karrieristische Rücksichtslosigkeit, idealisierende Unterwerfung gegenüber dem im Fürsten Bismarck externalisierten Über-Ich, frostiger Nicht-Liebhaber, zwanghafte Prinzipientreue, menschliche Kleinlichkeit usw. Das Eigentliche bei Innstetten gewinnt so als zwanghaft fixiertes Uneigentliches gleichsam seine preußisch disziplinierte Statur. Diese freilich steht auf einem Sockel, der sein Fundament in Form eines Ambivalenzkonfliktes nur mühsam zu unterdrücken imstande ist. Denn die autoaggressiven Anteile³⁴, die psychoanalytisch aus der identifikatorischen Verarbeitung des Kastrationskomplexes stammen und im sozialen Aufstieg einer adligen Beamtenlaufbahn konformistische Urstände feiern, entäußern sich in mehr oder weniger sublimierten Formen der Gewalt gegenüber anderen, namentlich den Schwiegereltern sowie Crampas und Effi.

Zunächst zeigt sich dies im autoritären Erziehungs- und Besitzanspruch auf seine »junge Frau« (152), deren erwachende Sexualität sich auf der Museen abklappernden Hochzeitsreise nicht wie seine eigene zu kulturellem Bildungshunger sublimieren lässt. Der Vollzug der Ehe mit Effi schließt jedoch ebenso virtuell wie konfliktuell denjenigen mit deren Mutter ein, die er einst als Geliebte an den väterlich überlegenen Konkurrenten verloren hat. Der im

vermeintlich nachträglich doch noch herbeigeführten Erfolg erneut aufbrechende Schmerz des Unterlegenen muss zusammen mit der spätödipalen Schuld des unbewusst nochmals Aufbegehrenden beruhigt werden. Nach dem Schema der Wiederkehr des Verdrängten fügt ihm das Generationsprodukt jener urszenischen Verbindung, also Effi, die ihm doch zum Ausgleich für narzisstischen Verlust geopfert werden sollte, einen solchen Verlustschmerz im Ehebruch noch einmal zu.

Dabei tritt seine »kleine Eva« (31) aus Innstettens Sicht als Agentin übermächtiger Väterkonkurrenz auf die Bühne seines Unbewussten, indem sie sich von einem ihm gegenüber älteren und erotisch souverän aufspielenden »Major« (99) verführen lässt. An *diesem* das Andere des väterlichen (Ich-) Ideals, nämlich die verdrängte Rivalität verkörpernden Stellvertreter (Briests), tödliche Rache zu nehmen, ist nicht nur ein Gebot der standesgemäßen Ehre und damit ein Diktat des patriarchalischen Gewissens, wie es trotz Ablehnung von »dialektischen Spitzfindigkeiten« (219) mit Wüllersdorf brüderlich als »uns tyrannisierendes Gesellschafts-Etwas« (220) hypostasiert wird. Vielmehr folgt diese in ihrer idolatrischen Funktion erkannte Ausübung von nicht einmal als Gefühl zugänglicher »Rache« (»Götzendienst«, 219-21), deren psychogenetischen Motive vom Ebenbürtigkeitsritual satisfaktionsfähiger Duellparteien nur überdeckt ist, auf einen *transgenerationellen* Impuls. Dieser stammt aus unterdrückten Affektstrukturen, deren Realisationsdruck im Fall Innstettens keiner »Verjähierungstheorie« (218) standhält.

Effi hingegen ist das schaukelnde, leidenschaftliche bis wilde Naturkind *ursprünglich*, d.h. als solches mit zunächst intaktem Selbstverständnis über Ansprüche auf möglichst weitgehende Bewahrung von Individuellem im Sozialisierungsprozess. *Und* sie ist dieses Naturkind als ein solches, als welches es auf Hohen-Kremmen *gehalten* wird, um als desexualisierter »Midshipman« (15) exklusiver mit den unbefriedigten Leidenschaften der Mutter ausgestattet werden zu können, mit denen es die von dieser nicht vollzogene Verbindung mit ihrer Jugendliebe doch noch vollziehen soll: »Wenn's die Mutter nicht sein konnte, muß es die Tochter sein« (19). Effi selber erzählt ihren Freundinnen die durchaus gegenseitige »Liebesgeschichte mit Entsagung« (10-12) im Verbund mit der anschließenden Verheiratung mit dem Ritterschaftsrat Briest so, dass sie selber als Ergebnis eines Vorgangs erscheint, in dem normgerechtes Heiratskalkül die individuell bestimmte Liebesheirat vereitelt hat: »Und das andere, was sonst noch kam, nun, das wisst ihr ... das andere bin ich« (12).

Diese Formulierung, die von Bertha noch einmal wiederholt wird – »Ja, das andere bist du, Effi« (12) – deutet bereits an, dass Effi als Produkt dieser Geschichte eine ihr gleiche wiederholen, die aber doch eine *andere* sein wird.³⁵ *Wie* die Mutter – und ihrem Wunsch entsprechend – heiratet sie einen

wesentlich älteren Mann, der jedoch als symbiotisch (präödipl) kodierter Mutterersatzfunktionen übernimmt. Überdies *anders* als die Mutter nimmt sie sich aber außerdem einen nochmals signifikant älteren Liebhaber, der als elektral (weiblich-ödipl)³⁶ kodierter Vaterersatzfunktionen erfüllt. Die sexuell verlockende Beziehung mit dem »Frauenkenner« (150), der sich nicht nur wie der Vater in schlüpfrigen Redensarten ergeht, bildet das normabweichende, psychosubversive Gegenspiel einer Selbstbehauptungsindividuiierung zu der sexuell »familiären« Beziehung mit dem nach »Anstatt« klingenden Innstetten³⁷ samt ihren scheinbar nur normbestätigenden Implikationen unausweichlicher Sozialisation.

In diesem inzestuösen Doppelspiel fungiert Crampas nicht nur für Effi als Emanzipationshelfer gegenüber der Mutter und dem von ihr eigentlich besetzten Innstetten³⁸, sondern der Verführer figuriert als dessen Gegentypus im Gesamtgeschehen.³⁹ Er ist der »perfekte Kavalier« (152), spielerische »Courmacher«, verführerische »Damenmann« (98), der quasi-aphroditisch Ausdem-Meer-Geborene, todesverachtende »Don Juan oder Herzensbrecher« (115 f.), der prinzipienlose Sinnliche und als solcher der »ausgelassen und übermütig« (98) Normgrenzen relativierende Komplize Effis. Wenn er mit ihr am Ende auch nicht durchgebrannt ist, wie die auftauchenden Briefe des Verdrängten später zeigen (217), so entkoppelt er Effi doch von Innstettens »Angstapparat aus Kalkül« (125). Denn die Enthüllung des machtstrategischen Kalküls dahinter zusammen mit der dadurch beförderten Verführung setzen das Funktionsgefüge aus Gewissensmanipulation, Selbstdisziplinierung und Unterwerfung unter die vom Erfinder des Apparats repräsentierte Moralordnung außer Kraft: die Emanzipation von Kontrollautoritäten und das Erwachen zur Sexualität koinzidieren. Effi wird nach Crampas Duelltod wohl zu Recht behaupten, dass sie ihn doch »nicht einmal liebte« (257), insofern sie nämlich mit ihm als Reanimateur ihrer Selbstliebe und damit als Agenten ihres erotologisch zurückgebliebenen Eigentlichen verkehrt hatte.

Diese Affäre mit dem »Trost- und Rettungsbringer« (98), die aus gesellschaftsmoralischer Sicht eine gewöhnliche Ehebruchsgeschichte ist, ist aus psychologischer Sicht zugleich ein Selbstheilungsversuch, der im Ansatz auch glückt, am Ende aber ins Unglück führt. Zunächst nämlich nimmt die zur Ehefrau und Mutter erwachsene Effi sich die *riskante Freiheit*, mit der Erotik am »Schloon« (148–53) erneut im Zeichen einer *Intensitätssteigerung*⁴⁰ zu agieren, die an die turnerische Akrobatik der kindlichen Kunstretterin anknüpft. Konnte dem angstfreien Spiel des Naturkinds nichts gefährlich genug sein, so sind dem erotischen Spiel der Frau Baronin im ernstesten Sinne der »Entfaltung individueller Artistik«⁴¹ innerhalb einer starren Gesellschaftsordnung sehr bald tödliche Grenzen gesetzt.

Dabei antizipiert Effi ihr zukünftiges Schicksal sozialer Ächtung bis in den Tod und darüber hinaus, wenn sie im väterlich kodierten »Alpdruck« (71) die traumatische Begegnung und zugleich unbewusste Identifikation mit dem Chinesen und seiner Geschichte (die er an sich schon ist, wie es heißt) imaginiert. Die Figur des Chinesen vollzieht in Effi gewissermaßen eine Inversion, indem er im »Spukhaus« (93) als Sittenwächter, also zur Warnung vor Normgrenzenübertretung aufgeboten wird, er aber schon bald mit seiner romantischen Geschichte einer Brautentführung aus bedrohter Liebe den »Hauspuk« (94) zur Sehnsucht nach Entgrenzung und fremder Vertrautheit verkehrt. Raumsymbolisch im oberen Stockwerk als Über-Ich angesiedelt, transfiguriert der Chinese vom Repräsentanten des schlechten Gewissens zu dem der Selbsterlösung durch Befolgen der Befehle des Unbewussten.⁴² Diese Bedeutungsverschiebung des Spuks hat sich zwischen Januar und April vollzogen – wie Effis Brief an die Mutter zeigt – mit dem Frühling im Mai taucht Crampas auf.

Am von Fontane bekanntlich als Drehpunkt der ganzen Geschichte bezeichneten Chinesen und seinen Assoziationen lässt sich also mitvollziehen, ab wann Effi ihre bedingungslose und seit ihrer Ehe mit Ängsten bezahlte Normbejahung aufweicht; außerdem wie sie durch ihren Sündenfall nicht nur den Angstapparat zu durchschauen (124), sondern auch gegen die Heteronomie ihres Begehrens zu handeln beginnt. Denn im Verhältnis mit Crampas lässt Effi erstmals die Stellvertretung der Mutter hinter sich und befreit sich damit von der ihr aufgetragenen Generationslast uneigentlicher Beziehungen.⁴³ Dieser im Zeichen des Eigentlichen geleistete Widerstand gegen die Norm entpuppt sich jedoch wiederum als bestimmt von der Norm, die individuelle Selbstbestimmung ihrerseits noch einmal als fremdbestimmt. Darin wird etwas von der Tiefenstruktur des Tragischen im klassischen Sinne der schuldigen Unschuld oder der fremdverschuldeten Schuld sichtbar.

Zwar bricht Effi mit dem Ehebruch zunächst auch aus der pathogenen Verkehrungslogik eines transgenerationellen Begehrens aus.⁴⁴ Indes wird die Tochter von dessen fataler Dynamik eingeholt, indem sie dadurch nur den Beziehungsauftrag erneut einlöst, den ihr die Identifikation mit den Eltern aufgegeben hat: nämlich den doppelten Betrug der Mutter zu wiederholen, erstens einen älteren Mann (Briest/Crampas) dem ihr Zuggedachten (Innstetten) vorzuziehen und zweitens den Ehemann mit dem »Eigentlichen« zu hintergehen.⁴⁵ Während letzteres die Mutter nur imaginativ durch die Verheiratung ihrer Tochter tut, vollzieht diese den Betrug in zweiter Generation schließlich real.⁴⁶ Damit erweist sich die Wirksamkeit des aus der Vergangenheit der Herkunftsfamilie(n) stammenden »Spuks« uneigentlicher Beziehungsverhältnisse: dessen transgenerationelle Macht zeigt sich in dem oder ist

dasjenige, was seit der Antike *Schicksal* hieß. Es manifestiert seine Gewalt in der Gegenwart der Heldin in den Formen ihrer ›unglücklichen Objektwahl‹, ihres Sprechens und ihres erotischen Handelns.

Anmerkungen

- 1 »Liebesgeschichten in ihrer schauerösen Ähnlichkeit, haben was Langweiliges –, aber der Gesellschaftszustand, das Sittenbildliche, das versteckt und gefährlich Politische, das diese Dinge haben [...], das ist es, was mich so sehr daran interessiert.« Brief Fontanes an Friedrich Stephany (2.7.1894) in: HFA IV, Briefe 1976 ff., S. 370. Zitate aus dem Roman werden im laufenden Text mit bloßer Seitenzahl nachgewiesen aus: THEODOR FONTANE: *Effi Briest* (Goldmann-Klassiker-Ausgabe), 6. Aufl. München 1985 (im Folgenden arabische Ziffern in runden Klammern).
- 2 Vgl. zum Verhältnis von historischer und fiktionaler Realität als Entstehungshintergrund zu *Effi Briest* das Buch von MANFRED FRANKE: *Leben und Roman der Elisabeth von Ardenne. Fontanes ›Effi Briest‹*. Düsseldorf 1994.
- 3 Vgl. MATIAS MARTINEZ, MICHAEL SCHEFFEL: *Einführung in die Erzähltheorie*. 2. Aufl. München 2000, S. 140–44.
- 4 Vgl. aber zur differenzierten Raumsemantik in *Effi Briest* ELSBETH HAMANN: *Theodor Fontanes Effi Briest aus erzähltheoretischer Sicht*. – Bonn 1984, S. 62–66, 98–146.
- 5 Zur Neubewertung dieses Zusammenhangs hat Anregungen gegeben MICHAEL MASANETZ: *Vom Leben und Sterben des Königskindes Effi Briest oder der Familienroman als analytisches Drama*. In: *Fontane Blätter* 72 (2001), S. 42–93.
- 6 Unter dem Aspekt der Modernität vgl. MICHAEL SCHEFFEL: »Der Weg ins Freie«. *Figuren der Moderne bei Theodor Fontane und Arthur Schnitzler*. In: HANNA DELF VON WOLZOGEN (Hrsg.): *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts* (Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes). Würzburg 2000, Bd. III, S. 253–267.
- 7 Vgl. zu Effis Tod als Folge der psychosomatischen Verbindung von Depression und Lungentuberkulose sowie unter dem psychoanalytischen Aspekt eines dreifachen Objektverlustes GISELA GREVE: *Theodor Fontanes ›Effi Briest‹. Die Entwicklung einer Depression*. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 18 (1986), S. 214–16.
- 8 Vgl. in solcher Perspektivierung etwa CHRISTIAN GRAWE: *Geducktes Vögelchen in Schneelandschaft: Effi von Innstetten, geborene von Briest*. In: CHRISTIAN GRAWE (Hrsg.), *Fontanes Novellen und Romane*. Stuttgart 1991, S. 217–242; DIRK MENDE: *Nachwort*. In: THEODOR FONTANE: *Effi Briest*. (Goldmann-Klassiker-Ausgabe), 6. Aufl. München 1985, S. 277–309; RAINER KOLK: *Beschädigte Individualität*. Heidelberg 1986; WALTER MÜLLER-SEIDEL: *Gesellschaft und Menschlichkeit im Roman Theodor Fontanes*. In: WOLFGANG PREISENDANZ (Hrsg.): *Theodor*

- Fontane, Darmstadt 1973, S. 169–201 (Wege der Forschung 381) und im selben Band HERMANN LÜBBE: *Fontane und die Gesellschaft*. In: Ebd., S. 354–401.
- 9 GRAWE etwa hat gezeigt, wie das Opfermotiv den gesamten Roman durchmisst: »Nicht nur sozial, sondern auch familiär ist daher Effi ein Opfer; und das Opfermotiv, verbunden mit dem Wassermotiv, wird schon im ersten Kapitel angeschlagen, als Effi und ihre Freundinnen die Stachelbeerschalen unter Anspielungen auf das orientalische Opfern von Ehebrecherinnen versenken, und ist mit der Erinnerung an den Opferaltar am Herthasee noch im drittletzten Kapitel gegenwärtig.« Wie Anm. 8, S. 230.
- 10 »ich will euch nicht mehr, ich hass euch, auch mein eigen Kind. Was zuviel ist, ist zuviel. [...] was mich [...] ekelt, das ist eure Tugend. Weg mit euch« (256 f.).
- 11 Vgl. hierzu die psychoanalytische Deutung der ersten Szene als Exposition einer »narzißtische[n] Mutter-Tochter-Beziehung«, in der sich Effi über die Turnübungen »phallisch präsentiert«, »persistierende Autonomiebestrebungen [und] ein lebendig gebliebenes Konfliktpotential« erkennen lässt, bei GREVE, wie Anm. 7, S. 197 f.
- 12 Vgl. die zentrale Bedeutung der Vater-Tochter-Beziehung in den vom Ansatz her biographisch orientierten Untersuchungen, welche Fontanes Romane als Konfliktbearbeitungen seines inzestuösen Begehrens auffassen bei REGINA DIETERLE: *Vater und Tochter. Erkundung einer erotisierten Beziehung in Leben und Werk Theodor Fontanes*. Frankfurt a.M., Berlin u.a. 1996.
- 13 Etwa wenn Effi sich »hinter den Rhabarberstauden« als einem »Feigenblatt« (16) versteckt und damit ihre Weiblichkeit gegenüber derjenigen der »damenhafte[n]« (9) Hulda depotenziert. Hierzu und zur Funktion der Zwillinge als »Projektionsfiguren oraler Bedürfnisse« vgl. GREVE, wie Anm. 7, S. 199.
- 14 Vgl. Effis kurz danach ausgesprochene ödipale Phantasie: »Wenn ich ein junger Leutnant wäre, so würd ich mich in die Mama verlieben« (12).
- 15 Zugleich wird das authentische Liebenswerte, das individuelle Eigentliche, die sexuelle Identität im Sinne von Effekten eines Inszenierungsprozesses durch Oberflächenerzeugungen und Symbolisierungen deutlich. Vgl. NORBERT MECKLENBURG: *Theodor Fontane. Romankunst der Vielstimmigkeit*. Frankfurt a.M. 1998, S. 264, 270 ff. (Kapitel VII). Ferner zum blau- und weißgestreiften »Kittelkleid« als Identitätsaufhänger MARIA E. BRUNNER: *Effi Briest von Theodor Fontane als Schule des Sehens*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 115 (1999), S. 143–153, hier S. 143.
- 16 Vgl. Jürgen Wertheimer: *Effis Zittern: ein Affektsignal und seine Bedeutung*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 102 (1996), S. 134–140. W. betont indes, dass »Effis quietistisch-ästhetisiertes Ableben [...] als soziales Sedativum von hohem befindlichkeitsstabilisierendem Wert« wirkt; er macht dies

- freilich am »Intaktbleiben der Dingwelt des Interieurs« fest und nicht am emotionalen Befinden gesellschaftlicher Repräsentanten (Eltern Briest, Innstetten u.a.).
- 17 Denn er weiß um die Gefahr, des Aparten, die im Gegensatz zum Spuk real ist: »Aber hüte dich vor dem Aparten oder was man so das Aparte nennt. Was dir so verlockend erscheint [...], das bezahlt man in der Regel mit seinem Glück« (82).
- 18 Eine Ausnahme bildet – zumindest der spontanen Affektreaktion nach – ihre leidenschaftliche Anklage im 33. Kapitel nach dem schockierenden Wiedersehen mit ihrer abgerichteten Tochter (256 f.). In der Forschung wird Effis Widerständigkeit deutlicher fokussiert von VALERIE D. GREENBERG: *The Resistance of Effi Briest: An (Un)told Tale*. In: *Publications of the Modern Language Association* 103 (1988), S. 770–782.
- 19 Damit unterscheidet sich das Aparte an Effi von vielen anderen Heldinnen bei Fontane wie es an *Ellernklipp* und *Stechlin* u.a. herausgearbeitet worden ist von EDDA ZIEGLER: *Fremd auf dieser Welt. Das Aparte an Fontanes literarischen Heldinnen*. In: KONRAD EHLICH (Hrsg.): *Fontane und die Fremde. Fontane und Europa*. Würzburg 2002, S. 23–35.
- 20 GERHARD NEUMANN: *Zitierte Authentizität in Stifters Nachsommer und Fontanes Effi Briest. Hegel – Bergson – Barthes*. In: Eva Horn, Bettine Menke, Christoph Menke (Hrsg.): *Literatur als Philosophie – Philosophie als Literatur*. München 2006, S. 105–126, hier S. 118.
- 21 Ebd., S. 123–25.
- 22 Ebd., S. 125.
- 23 Das Zurückbleiben des Eigentlichen wird auf der »niedereren« Bedienstetenebene noch einmal gespiegelt und in Verbindung mit hier physischer Gewalterfahrung verallgemeinert, wenn die katholische Roswitha über ihren Umgang mit dem Sakrament der Beichte sagt: »Ich bin früher gegangen. Aber das Richtige hab ich doch nicht gesagt« (209).
- 24 Vgl. GERHARD NEUMANN: *Das Ritual der Mahlzeiten und die realistische Literatur. Ein Beitrag zu Fontanes Romankunst*. In: JÜRGEN BARKHOFF, GILBERT CARR, ROGER PAULIN (Hrsg.): *Das schwierige neunzehnte Jahrhundert. Germanistische Tagung zum 65. Geburtstag von Eda Sagarra im August 1998*. Tübingen 2000, S. 301–318. N. expliziert diesen Satz Innstettens als »Fontanes Maxime« für die in seinen Romanen geführte »Diskussion um die Tragfähigkeit sozialer Zeichen« (S. 310, 316).
- 25 Bezüglich der Romane *Stechlin*, *Schach von Wuthenow*, aber auch *Effi Briest*, wenn der Vater sich melancholisch unbeirrt an den Schein der (Un-)Eigentlichkeit klammert: »Eigentlich war es doch ein Musterpaar« (270); vgl. NEUMANN, wie Anm. 20, S. 125.

- 26 »Er ist freilich älter als du, was alles in allem ein Glück ist, [...] und wenn du nicht nein sagst, was ich von meiner klugen Effi kaum denken kann, so stehst du mit zwanzig Jahren da, wo andere mit vierzig stehen. Du wirst deine Mama weit überholen« (17).
- 27 Zugleich sieht sie rückblickend auch in Innstetten »jemand[en]«, »der ohne rechte Liebe ist« (274).
- 28 Dem entspricht bei WERTHEIMER, wie Anm. 16, die Entwicklung eines »differenzierte[n] Inventar[s] an Ausweichstrategien«, die er als Folge des »dialektischen Zwischenspiel[s] von diktiertem Gefühlsunterdrückung und individuellem Aufbegehren« sieht (S. 137).
- 29 Vgl. wie Anm. 19.
- 30 Dass solche innere Rückzugshaltung schließlich zur »Verödung der eigenen Persönlichkeit« führen kann, deutet WERTHEIMER, wie Anm. 16, S. 136, an, indem er an Effi die »Entwicklung einer Tarnsprache der Gefühle« beobachtet. Dabei spricht er anstelle des Eigentlichen vom »eigenen, authentischen Gefühlsinventar«. Dieser »authentische Teil der Identität wird zugunsten des sozietätskonformen Verhaltenschemas ausgetrieben«, was schließlich zur existenziellen Langeweile führt.
- 31 Zum hierfür einschlägigen theoretischen Zusammenhang von Psychoanalyse und Phänomenologie siehe JEAN STAROBINSKI: *Psychoanalyse und Literatur*. Frankfurt a.M. 1990, S. 83–110, hier S. 106.
- 32 Das Affektsignal Zittern bildet den Ausgangspunkt für seine Rekonstruktion der »systematischen Destruktion des Individuums über das Verfahren der Affektverweigerung« bei WERTHEIMER, wie Anm. 16, S. 134.
- 33 Problematisch an GREVES, wie Anm. 7, S. 218, psychoanalytischer Interpretation ist, dass sie den Romantext auf den exemplifikatorischen Status einer »Illustration der Entwicklung einer depressiven Erkrankung« restringiert. So interessiert an Effi nurmehr das »Spektrum verschiedener klinischer Zustandsbilder von der leichten depressiven Verstimmung während der Schwangerschaft bis hin zur schweren melancholischen Depression vor dem Tod. Sie unterscheiden sich voneinander durch die jeweilige Tiefe der Trieb- resp. Ich-Regression« (Ebd., S. 195 f.).
- 34 Diese betont bis in die Motivation des Duells hinein, welches sie ansieht als »an act of physical as well as symbolic semi-suicide, for in Crampas he kills his alter ego and thus purges his social self of that part of his identity he has so painfully tried to control«, HOTHO-JACKSON: »Dazu muss man selber intakt sein«: *Innstetten and the Portrayal of a Male Mind in Fontane's Effi Briest*. In: *Forum for Modern Language Studies* 32 (1996) 3, S. 264–276, hier S. 274.
- 35 Darauf deutet bereits der für Fontane als Initialmoment fungierende Ruf des Spielerischen hin: »Effi, komm« (18). Er wird in der Versuchung zu verbotener

- Lust nachklingen, auf welche der Tod als Strafe für das Überhören der Stimme des Gewissens folgt.
- 36 Im Sinne des von Jung eingeführten Elektrakomplexes, dessen theoretischen Anspruch Freud bekanntlich verworfen hat wegen der für ihn *nicht* bestehenden Analogie in der psychosexuellen Verarbeitung des Kastrationskomplexes bei Jungen und Mädchen.
- 37 Das im Namen Innstetten mitklingende englische »instead of« verweist auf die »nachgeholte Ersatz-Liebe«, welche Effi bedeutet im Sinne der nichtgelebten Liebe mit Effis Mutter. Vgl. HUGO AUST: *Theodor Fontane. Ein Studienbuch*. Tübingen, Basel 1998, S. 163.
- 38 Hierauf deutet schon die Koinzidenz ihrer Geburtstage: »Er ist geradeso alt wie Mama, auf den Tag« (11). Damit verbinden lässt sich die psychoanalytische Auffassung, dass umgekehrt Innstetten für Effi als Mutterersatz fungiert und als solches Ersatzobjekt ihrer psychosexuellen Entwicklung im Wege stand.
- 39 HOTHO-JACKSON, wie Anm. 34, sieht in Crampas zudem den Erfüllungsgehilfen des Neurotikers Innstetten (S. 270). Letzterem komme dadurch seinerseits eine Verführerrolle zu, insofern er über seinen Freund den (Es-)Impulsen seines Unbewussten nachgibt und so sein alter ego ihm durch die Verführung seiner Frau die ansonsten gehemmte Lust indirekt verschafft (S. 270 f.). Ihre These, »Innstetten's own psychopathological dynamics« suche Befriedigung in Effis Verführung und der Ehemann selbst sei der quasi-hysterische Drahtzieher des Ehebruchs, versucht sie an dessen ansonsten unverständlichen Kooperationsverhalten Crampas gegenüber nachzuweisen und durch die intertextuellen Bezüge zu Goethes *Faust* (bzw. Mephistopheles) und den *Wahlverwandtschaften* zu belegen (S. 271 f.). Hingegen eher im Sinne von sozialer Vererbung von pathologisch verzerrten Beziehungsstrukturen MICHAEL MASANETZ: *Sozialisationspiel Literatur. Zur Problematik seiner Modellierung im diskursanalytisch-feministischen und im Freudschen Ansatz. Kritische Überlegungen anhand dreier neuerer Arbeiten*. In: *Fontane Blätter* 63 (1997), S. 160–166, hier 163.
- 40 Diese beiden Begriffe von ULRICH BECK, ELISABETH BECK-GERNSHEIM: *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt a.M. 1994, übernehme ich von NEUMANN: »Invalide ist ja doch eigentlich jeder«. *Fontanes fremde Helden*. In: EHLICH, wie Anm. 19, S. 57–69, hier S 59.
- 41 Ebd.
- 42 Dem entspräche in psychoanalytischer Perspektive – darin abweichend von GREVE, wie Anm. 7 – eine psychosexuelle Weiterentwicklung, die den Chinesen als »Verkörperung aller sadistischen Urszenenphantasien« hinter sich lässt (S. 207). Zur psychoanalytischen Deutung der Sexualität siehe bereits in einem Exkurs zu *Effi Briest* DIRK MENDE: *Frauenleben, Bemerkungen zu Fontanes L'Adultera nebst Exkursen zu Cecile und Effi Briest*. In: HUGO AUST (HRSG.),

- Fontane aus heutiger Sicht. Analysen und Interpretationen seines Werks. München 1980, S. 183–214.
- 43 Diese Sichtweise lässt sich mit der psychoanalytischen GREVES, wie Anm. 7, verbinden, nach welcher die »inestuöse Beziehung zwischen Effi und Crampas« im Sexualverkehr die »aggressive Komponente, sich aus der praegenitalen Mutterbindung zu befreien«, mit einschließt (S. 206 f.).
- 44 Hingegen sieht GREVES, wie Anm. 7, Analyse das zentrale Problem anders gelagert: »Diese Geschichte, die in der vorehelichen Biographie der Mutter lokalisiert ist, weist auf das Trauma in Effis Leben hin: sie ist die Tochter eines von ihrer Mutter ungeliebten Mannes, der von ihr als »unpassend« bezeichnet, wogegen Innstetten als »sehr männlich« idealisiert wird« (S. 199).
- 45 Diesen Aspekt bedenkt GREVES, wie Anm. 7, Deutung hingegen nicht, obwohl sie in den entdeckten Briefen einen Beweis für die »Schuld beider Eltern [erkennt], die ihre Tochter zur Befriedigung eigener Bedürfnisse benutzt hatten. Der Berg, den Effi überwinden mußte [...] läßt sich als Auftrag des Vaters verstehen, stellvertretend für ihn sich an seinem früheren Rivalen Innstetten, Effis Mutterersatz, zu rächen und ihn in depressive Konflikte zu stürzen, ebenso als Auftrag der Mutter, identifiziert mit ihr Crampas, den Vaterersatz, zu depotenzieren, alle verbundene Schuld auf sich zu nehmen und zu verschwinden. Die fehlende Trauer der Eltern nach dem Tode ihrer Tochter mag so ihre Erklärung finden« (S. 209 f.). In familienpsychologischer Sicht, aber ohne Bezug zu GREVE, thematisiert ansatzweise JOHANNES WILKES: *Effi Briest – die Dynamik einer Scheidung*. In: *System Familie* 11 (1998), S. 179–183, die Stellvertretungsfunktion in *Effi Briest* und beobachtet in der Folgegeneration, wie sich die Ambivalenzkonflikte bei Effis Tochter Annie darstellen. Zu letzterer ausführlich ELISABETH HOFFMANN: *Annie von Innstetten – noch eine Nebenfigur in Fontanes Effi Briest. Zur Dekonstruktion einer Schlüsselszene des Romans*. In: *Fontane-Blätter* 57 (1994), S. 77–87.
- 46 Unter dem Aspekt des »Wiederholungszwangs« wird Effis Beziehung zu ihrer Tochter analytisch beleuchtet bei HELGA KRAFT, ELKE LIEBS (Hrsg.): *Mütter, Töchter, Frauen. Weiblichkeitsbilder in der Literatur*. Stuttgart, Weimar 1993, hier S. 108.

Effi Krampfzig?

Paolo Mantegazzas *Das nervöse Jahrhundert* und Theodor Fontanes *Effi Briest*

FRANKA MARQUARDT

Das 33. und drittletzte Kapitel in Theodor Fontanes *Effi Briest* (1895), das von Annie von Innstettens Besuch bei ihrer als Ehebrecherin geächteten Mutter handelt, enthält in der Tat eine veritable »Schlüsselszene«:¹ Als das lang ersehnte Wiedersehen nach nur wenigen Minuten bereits zu Ende ist und Effi »wie leblos« zusammenbricht,² ist der Übergang der »Ehegeschichte in eine Krankengeschichte«³ endgültig vollzogen. Dass es sich um den Ausbruch von Effis »Krankheit zum Tode« handelt, steht spätestens zu Beginn des folgenden Kapitels im Grunde fest: Der eilends herbeigerufene Arzt findet Effis Zustand »nicht unbedenklich«⁴ und betreibt die umgehende Rückkehr der Patientin in ihr Elternhaus. Zwei Kapitel später gehen dann Leben und Roman dort zu Ende, wo sie begonnen haben.

Zusätzliches Gewicht erhält der Ausbruch von Effis letzter Krankheit noch dadurch, dass er gleichsam im Gebet geschieht:

»Kaum aber, daß Roswitha die Thür ins Schloß gezogen hatte, so riß Effi, weil sie zu ersticken drohte, ihr Kleid auf und verfiel in ein krampfhaftes Lachen. »So also sieht ein Wiedersehen aus,« und dabei stürzte sie nach vorn, öffnete die Fensterflügel und suchte nach etwas, das ihr beistehe. Und sie fand auch 'was in der Not ihres Herzens. Da neben dem Fenster war ein Bücherbrett [...], und auf den Gedichtbüchern [...] lag eine Bibel und ein Gesangbuch. Sie griff danach, weil sie 'was haben mußte, vor dem sie knieen und beten konnte, und legte Bibel und Gesangbuch auf den Tischrand, gerade da, wo Annie gestanden hatte, und mit einem heftigen Ruck warf sie sich davor nieder und sprach halblaut vor sich hin: »O Du Gott im Himmel, vergieb mir, was ich gethan [...].« Als Roswitha wiederkam, lag Effi am Boden, das Gesicht abgewandt, wie leblos.«⁵

Dass in *Effi Briest* diese »Schlüssel«- mit einer Gebetszene zusammenfällt, stellt zunächst einen Rückbezug zur einzigen anderen Gebetspassage des

Romans her, die ihrerseits eine »Schlüsselszene« markiert, nämlich den Beginn von Effis Ehebruch.⁶ Durch die Gebete wird aber die Bedeutung beider Wendepunkte noch einmal nachdrücklich betont: Was betend gesagt wird, erhält gleichsam die ›höheren Weihen‹ des besonders Intimen und Existenziellen, des zumindest aus Figurenperspektive maximal Ehrlichen; wie kaum eine zweite »Handlungsform« erhebt das Gebet den »Anspruch des Authentischen und Intensiven«.⁷ Umso interessanter scheinen daher die genauen Umstände, die zu Effis Zusammenbruch führen.

Welche Krankheit hier allerdings ausgebrochen sein soll, bleibt auch nach der Arztvisite zu Beginn des folgenden Kapitels unklar. So hat Roswitha, Annies ehemaliges Kindermädchen und Effis letzte verbliebene Vertraute, Geheimrat Doktor Rummschüttel kommen lassen, der eine bemerkenswert unpräzise Diagnose stellt:

»Rummschüttel, als er gerufen wurde, fand Effi's Zustand nicht unbedenklich. Das Hektische, das er seit Jahr und Tag an ihr beobachtete, trat ihm ausgesprochen früher entgegen, und, was schlimmer war, auch die ersten Zeichen eines Nervenleidens waren da. Seine ruhige freundliche Weise aber, der er einen Beisatz von Laune zu geben wußte, that Effi wohl.«

Auch dem Brief, den Rummschüttel gleichentags an Effis Eltern schreibt, ist nur wenig Genaueres zu entnehmen: Eine »Disposition zur Phtisis« sei schon »immer da« gewesen, »zu diesem alten Übel« habe sich nun aber »ein neues gesellt: ihre Nerven zehren sich auf«.⁸

Dass Effis Kollaps am Ende des 33. Kapitels also weder auf einen »spontanen Wutanfall«⁹ zurückzuführen noch als Höhepunkt in der »Entwicklung einer Depression«¹⁰ anzusehen ist, aber auch nicht allein einer schwelenden »Lungentuberkulose« geschuldet sein kann,¹¹ geht bei aller Zurückhaltung aus Doktor Rummschüttels Diagnose eigentlich deutlich hervor. Schließlich weist der Geheimrat ausdrücklich einerseits auf Effis »Disposition zur Phtisis«, also zur Tuberkulose, als einem »alten Übel« und andererseits auf jenes »neue[...]« »Nervenleiden[...]« hin, das nun noch erschwerend hinzugekommen sei. Folglich kann es sich bei Effis nicht näher spezifizierter »Phtisis« auch kaum um die zu Fontanes Zeiten durchaus denkbare Nervenschwindsucht handeln, die mit der ›Aus-‹ oder ›Abzehrung‹ der Nerven bereits ursächlich verbunden wäre¹² und an der etwa Ursel Hradschek in *Unterm Birnbaum* (1885) leiden soll.¹³ Einem zeitgenössischen Lesepublikum dürfte bei Rummschüttels Ausführungen also weder ein »Wutanfall« noch eine »Depression« und auch nicht nur eine wie auch immer geartete Tuberkulose, sondern eine andere, sehr spezifische Nervenkrankheit vor Augen gestanden haben, zu deren landläufig angenommener Ätiologie auch Effis Lebensumstände genau passen.

In einer das ›Nervöse‹ schon im Titel tragenden Studie, die Fontane nicht nur besessen, sondern nach Ausweis zahlreicher Lesespuren auch intensiv studiert hat, lässt sich bündig nachlesen, was ein solches »Nervenleiden« bei einer Frau von Effis Stand und Lebensalter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wohl zu bedeuten hat. Darüber hinaus ist in Paolo Mantegazzas *Das nervöse Jahrhundert* einer der wohl wichtigsten Prätexte jener »Schlüssel-szene« in *Effi Briest* zu finden – und damit auch ein ›Schlüssel‹ zur Krankheit der Protagonistin. Bereits ein Jahr nach der italienischen Erstausgabe von 1887 erscheint Mantegazzas *Il secolo nevrosico* in deutscher Übersetzung, und zwar, wie auch die Eigenwerbung des Verlags am Ende des Buches erkennen lässt, im selben Jahr und im selben Leipziger Steffen-Verlag wie Fontanes *Irrungen, Wirrungen* (1888).¹⁴ Der 1831 geborene Mediziner und Anthropologe Mantegazza illustriert nun die spezifische Nervosität der Frau anhand eines Fallbeispiels, das für die Schilderung von Effis Zusammenbruch und des darauffolgenden Arztbesuchs geradezu Modellcharakter gehabt zu haben scheint. In kurzweiliger Manier wird dort nämlich die Geschichte einer wohl-situierten, gut verheirateten Frau und Mutter erzählt, die den sprechenden Namen Nervina Krampfig trägt und »stets leidend« ist. Ihre »Leiden« sind jedoch:

»so veränderlich, so seltsam, so complicirt, daß sie als ganz außergewöhnliche erscheinen und nicht nur ihren Mann, sondern auch alle Ärzte, die sie besuchen, aus der Fassung bringen. Als sich plötzliche und anscheinend bedrohliche Symptome einstellten, wurde der erste beste Arzt gerufen, und dieser, der Frau Krampfig vorher nicht gekannt hatte, wurde bestürzt und stellte die schrecklichsten Diagnosen«.

Die Vermutungen dieses ›erstbesten‹ Mediziners reichen von »Meningitis« über »Bauchfellentzündung« und »Apoplexie« bis zu den »Anfangsstadien der Tuberkulose«. Als ihr ein Kind stirbt, »verschlimmert« sich »das Allgemeinbefinden der Frau Krampfig«, und »auch die nervösen Symptome [...] nehmen ungewöhnliche und schreckliche Formen an«. Nach einem Besuch am Grab ihrer Tochter Ännchen kann Nervina schließlich »nicht weiter sprechen« und fällt »wie ein todter Körper ihrem Mann in die Arme«. Nur der »alte Hausarzt«, der »Frau Krampfig von Kindheit an« kennt, vermag das Rätsel schließlich zu lösen:

»[N]achdem er sie untersucht hatte, fing er an zu lachen und nahm eine große Prise Taback aus seiner Dose, wie er dies gewöhnlich that, wenn er bei guter Laune war: – Ach was Bauchfellentzündung, Apoplexie! – reine und einfache Hysterie ist's.«¹⁵

Bei genauerem Hinsehen fallen die Parallelen zwischen Mantegazzas Nervina Krampfig und Fontanes Effi Briest allmählich ins Auge: Zwar steht Effi

nicht am Grab einer Tochter namens Ännchen, nach dem Besuch ihrer Tochter Annie aber doch am symbolischen Ende ihrer Mutterschaft; und auch Effi sinkt daraufhin »wie ein todter Körper«, nämlich »wie leblos« zusammen. Doktor Rumschüttel ist zwar nicht Effis, wohl aber so etwas wie der »alte Hausarzt« der von Briests, der »vor etlichen zwanzig Jahren« schon Effis Mutter behandelt und diese bereits bei früherer Gelegenheit in ihrer Tochter sofort wiedererkannt haben will: »Ganz die Mama.«¹⁶ In der für Fontane insgesamt so typischen ›Dämpfung‹ der Affekte ist Rumschüttel beim Krankenbesuch dann auch nicht bei ganz so »guter Laune« wie sein italienischer Kollege, aber auch er versteht seiner »freundliche[n] Weise« ausdrücklich »einen Beisatz von Laune« zu geben, als er die Diagnose stellt. Und schließlich geht Effis Arzt auch nicht ganz so weit, ihre Krankheit als »reine und einfache Hysterie« zu bezeichnen, das »neue[]« »Übel«, das sich inzwischen zu jener »alten« »Disposition zur Phtisis [...] gesellt« habe, bringt aber auch Rumschüttel gleich mehrfach mit Effis schwachen »Nerven« in Verbindung: Bereits zu Beginn des Kapitels ist von den »ersten Zeichen eines Nervenleidens« die Rede, im Brief an Effis Eltern spricht Rumschüttel dann ausdrücklich von schwachen »Nerven«, die sich ›aufzehren‹, sowie von einer »Nervenkomplikation«.¹⁷ Zumindest für ein zeitgenössisches Lesepublikum enthält damit auch diese Diagnose einen deutlichen Hinweis auf Hysterie, deren Symptomatik der Arzt zudem ja selbst im Namen trägt. Darauf weist Effi kurz vor ihrer ersten Begegnung mit dem »Damendoktor«¹⁸ indirekt hin: Als sie sich ins Bett legt und »[s]chulkrank« spielt, um sich ihren ehebrecherischen Verstrickungen zu entziehen, wird ihr der Geheimrat angekündigt. »Effi lachte herzlich. ›Rumschüttel! Und als Arzt für jemanden, der sich nicht rühren kann.«¹⁹

Dass trotz dieser zumindest auf den zweiten Blick augenfälligen Parallelen die Verbindung zwischen Mantegazzas Nervina Krampfzig und Fontanes Effi Briest bislang nicht hergestellt wurde, ist leicht zu erklären. Obwohl Mantegazza seinerzeit zu den »hervorragende[n] Ärzte[n] des 19. Jahrhunderts« zählt,²⁰ ist er zumindest außerhalb Italiens heute weitgehend vergessen und wird im deutschsprachigen Raum selbst in der Medizingeschichte eben erst zaghaft wiederentdeckt.²¹ Nimmt man seine Schriften überhaupt zur Kenntnis, so gilt das Interesse kaum einmal jener kleinen Studie, die Fontane besaß, sondern noch am ehesten den sexualwissenschaftlichen Untersuchungen, etwa *Fisiologia dell' amore, Igiene dell' amore* oder *Gli amori degli uomini*.²² Dazu dürfte vor allem Sigmund Freud beigetragen haben: In seinem berühmten *Bruchstück einer Hysterie-Analyse* (1901) erwähnt Freud seinen italienischen Kollegen zweimal, einmal mit Hinweis auf *Die Physiologie der Liebe*, beide Male aber sozusagen stellvertretend für »sexuelle Dinge« bzw. »ver-

fängliche Themata«. ²³ So kommt Mantegazza auch in der Fontane-Forschung bisher nur ganz am Rand vor, da sich abgesehen von jenem Büchlein in der Nachlassbibliothek offenbar keinerlei konkrete Rezeptionsspuren etwa in der Korrespondenz, den Essays, Kritiken oder Tagebüchern finden lassen. In *Das nervöse Jahrhundert* hat man jedoch, wenn überhaupt, nur jene Stellen genauer angeschaut, die in Fontanes Ausgabe Anstreichungen oder Marginalien aufweisen. ²⁴ Dass im Nervina-Krampfing-Kapitel keinerlei Lesespuren zu finden sind, dürfte der entscheidende Grund dafür sein, dass dessen Bedeutung für jene »Schlüsselszene« in *Effi Briest* bislang unentdeckt geblieben ist.

Allerdings hat die Forschung den Nachweis, dass auch Effi Briest zur langen Reihe der literarischen Hysterikerinnen des 19. Jahrhunderts zu zählen ist, auch ohne Mantegazza schon mehrfach überzeugend geführt. ²⁵ Denn ganz unabhängig von Nervina Krampfing entsprechen die Symptome, die Effi im Verlauf des Romans immer wieder und bei jenem »leidenschaftliche[n] Gebetsausbruch« ²⁶ nach Annes Besuch dann ganz besonders heftig zeigt, dem »klassischen« Merkmalskatalog der Hysterie, wie er in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum festen Bestand des Allgemeinwissens gehört. So lässt nur schon ein weiterer Blick in Fontanes Handbibliothek Effis Zittern und Zucken, ihren Lufthunger, ihre Erstickungs- und Ohnmachtsanfälle, ihr »krampfhaftes Lachen« und ihre »ruckartigen« Bewegungen ²⁷ als Hysterie-symptome erscheinen. In der von Fontane benutzten 13. Auflage von *Brockhaus' Conversations-Lexikon* (1882–1887) wird »Hysterie« als eine auch »Mutterplage« genannte »Nervenkrankheit« verzeichnet, die »fast nur Frauen« befällt, »und zwar in der Zeit der Geschlechtsreife«; besonders betroffen seien »unglücklich verheiratete[...] Frauen, Witwen und alte[...] Jungfrauen«. Zur hysterischen Symptomatik zählen unter anderem »Herzklopfen, erschwertes Atmen«, »Krämpfe und Lähmungen«, »Zuckungen gewisser Muskelgruppen«, »konvulsivische[...] Paroxysmen (sog. Lach-, Wein- und Gähnkrämpfe)« sowie »heftige Konvulsionen des ganzen Körpers«. ²⁸

Lässt sich Effi Briests »neues« »Übel« also auch ohne die Verbindung zu Mantegazza als Hysterie entschlüsseln, so wirft die Entdeckung dieses Prätexts vor allem die Frage nach dem Zusammenhang auf, in dem diese »Nervenkrankheit« dort steht, wo Fontane allem Anschein nach besonders gründlich nachgelesen hat. Mantegazzas erklärtes Anliegen ist es nun, sein »nervöses Jahrhundert« in »physischer Beziehung«, das heißt die »Physiologie der Nervosität« zu ergründen. ²⁹ Seine Überlegungen nehmen dabei nicht nur anti-aufklärerische, sondern auch ausgemacht misogynen Formen an. Umstandslos datiert Mantegazza die Entstehung der modernen Nervosität auf 1789 – die »drei magischen Worte, welche auf der neuen Fahne geschrieben

standen, waren die Mütter der Nervosität«³⁰ –, wobei vor allem der Schlachtruf der ›Gleichheit‹ ganz besonders viel Unheil angerichtet habe:

»An Stelle des unanfechtbaren Befehls einer oder weniger bevorzugter Personen haben wir eine Obergewalt der Mehrzahl gesetzt, die wir täglich immer weiter ausdehnen, bis sie zuletzt ganz unfühlbar und unsichtbar sein wird. [...] Der Parlamentarismus ist die an Stelle der Autorität gesetzte Kritik; er ist ein elektromotorisches Instrument von sehr complicirter Anordnung an Stelle des einfachen und leichten Triebwerks einer Stimme, die befiehlt, und einer Menge, die gehorcht.«³¹

Zur technologiekritisch-nostalgischen Metaphorik passt dann auch Mantegazzas Polemik gegen die Gleichheit der Geschlechter, die im Zuge der Französischen Revolution zu fordern bekanntlich etwa Olympe de Gouges mindestens mittelbar der Guillotine zuführte und die an Bedrohlichkeit auch hundert Jahre später offenbar nur wenig eingebüßt hat:

»Ehemals blieb wenigstens die eine Hälfte der menschlichen Familie vor der Nervosität bewahrt, nämlich jene, welche die Lebenskeime von einer Generation auf die andere überträgt und nährt. Es gab eine Zeit, wo die Frau, mit vorsorglichem Egoismus, nicht studierte, nicht rauchte, keine Liqueurs trank, und der Mann, wenn er sich ihr näherte, einen erfrischenden Zufluchtsort fand, wie ein grüner Rasen, auf welchen er sich niederlassen konnte, um die Nerven auszuruhen, wenn sie von dem fieberhaften Leben [...] erschöpft waren. Die Enthaltbarkeit und die Unwissenheit der Frauen waren wie eine frische Aue, auf welcher man von aller Nervosität genas.«

Seinerseits quittiert Fontane Mantegazzas Ausführungen mit einer zwar nur geringfügig weniger misogynen, dafür aber deutlich humorvolleren Randbemerkung: »Dafür waren sie kolossal langweilig und zankten noch mehr und dümmer als jetzt.« Unkommentiert bleibt in Fontanes Handexemplar hingegen die nächste Passage, in der Mantegazzas deutlich von Ängsten vor der aufkommenden Frauenbewegung geprägte Polemik zunehmend an Fahrt gewinnt:

»Heute studiert und raucht auch die Frau, heute berauscht sich leider auch die Frau mit Alkohol, mit Kaffee und mit Morphin. Auch der Mutterleib ist zum Gehirn geworden, und der nervöse Mutterleib erzeugt bis in's Unendliche immer nervösere Menschen. [...] [D]ie Frauen, deren Bestimmung es ist, das Menschengeschlecht fortzupflanzen, schließen heutzutage einen lästerlichen Bund mit Büchern, Zeitungen und herzerreißenden Dramen [...], beflecken sich mit schwarzer Tinte, durchblättern die Gesetzbücher und commentiren die Gleichheit der Rechte und die Ungleichheit der Pflichten.«³²

So wie der Tod ihrer Tochter den heftigsten hysterischen Anfall bei Nervina Krampfartig auslöst, so führt bei Mantegazza auch die Verfehlung der weibli-

chen »Bestimmung« unweigerlich zu Nervenschwäche. Weibliche ›Natur‹ und Nervosität gehören jedoch nicht nur bei Mantegazza auf das Engste zusammen. Vielmehr kommt um die Mitte des 19. Jahrhunderts dem spezifisch weiblichen ›Nervenkostüm‹ in der Ätiologie der Hysterie allgemein wachsende Bedeutung zu. Die größte »wissenschaftshistorische Durchschlagskraft« hat in diesem Zusammenhang Paul Briquets *Traité clinique et thérapeutique de l'hystérie* von 1859; seitdem wird »Lexikonwissen umgeschrieben.«³³ Briquet lokalisiert die Ursache der Hysterie zwar nicht mehr wie früher in der Gebärmutter, die besondere weibliche Anfälligkeit für dieses Frauenleiden *par excellence* geht aber nach wie vor auf die weibliche Bestimmung zur Mutterschaft zurück. Denn dass ihre »Nerven von besonderer Zartheit und Empfindlichkeit« seien,³⁴ hat auch bei Briquet und seinen Nachfolgern mit der psychophysiologischen Beschaffenheit ›der‹ Frau und ihrem darauf gründenden »Geschlechtscharakter« zu tun.³⁵

»La femme a dans la société une mission noble et de la plus grande importance, celle d'élever l'enfance, de soigner et de faire le bien-être de l'âge mûr et de la vieillesse; [...] Pour remplir ce but, elle a été douée d'un mode spécial de sensibilité qui est fort différent de celui de l'homme; [...] C'est dans ce mode de sensibilité que se trouve la source de l'hystérie.«³⁶

Daher erscheint auch bei Mantegazza »ein wenig« Nervosität als Indikator gleichsam gesteigerter Femininität:

»Besonders bei den Frauen und namentlich bei den schönen Frauen verleiht ein wenig Nervosität allem Übrigen Anmuth und Geschmack, und wir fühlen uns bezaubert von jener Nervenkoketterie, die wir zu verstehen und vielleicht auch zu heilen hoffen oder wünschen.«³⁷

Von dieser ätiologischen Übergangszeit, in der die Hysterie in eine »Nervenkrankheit« umgedeutet und als ein im vermeintlich besten Sinn besonders ›femines‹ Leiden fast schon nobilitiert wird, legt auch der entsprechende Eintrag in Fontanes Brockhaus-Ausgabe aus den 1880er Jahren Zeugnis ab. Ohne ganz zu verschwinden, tritt auch dort die Gebärmutter als Ursache in den Hintergrund, während die Hysterie als »Nervenkrankheit« mit der weiblichen ›Natur‹ und ihrer besonderen Aufgabe verbunden bleibt. Dort ist nämlich von »Krankheiten der Geschlechtsorgane« die Rede, die diese »unter sehr verschiedenartigen Symptomen auftretende Nervenkrankheit, [...] welche fast nur bei Frauen [...] vorkommt«, zuweilen nur ›begleiten‹, »häufig« aber auch »die Ursache derselben« sein sollen:

»Man findet die H[ysterie] häufig bei kinderlosen, unglücklich verheirateten Frauen, Witwen und alten Jungfrauen, und hier ist, wenn nicht Geschlechtskrankheiten vorliegen, das niederschlagende Bewusstsein eines verfehlten Lebens als Ursache anzusehen.«³⁸

So geht also auch Effis »neues« »Übel«, das sich zu ihrer »alten« »Disposition zur Phtisis [...] gesellt« hat, mindestens teilweise schlicht auf ihre weibliche »Natur« zurück, die Effi Briest so gut wie jede andere Frau in erhöhtem Maße hysterieanfällig macht. Nicht zuletzt in diesem physiologischen Sinn, den zu ergründen sich Paolo Mantegazza in *Das nervöse Jahrhundert* zur Aufgabe macht, handelt es sich bei *Effi Briest* also um ein ganz und gar typisches »Frauensckickal« des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Bedenkt man jedoch, dass Effis heftigster hysterischer Anfall in jener »Schlüsselszene« mit dem besondere Intimität, Authentizität und Unmittelbarkeit konnotierenden Akt des Betens zusammenfällt, dann könnte gerade dieser vor allem ihrer »Physis« geschuldete Ausbruch der gleichsam »echtste« Ausdruck ihrer Krankheit sein.

Anmerkungen

- 1 ELISABETH HOFFMANN: *Annie von Innstetten – noch eine Nebenfigur in Fontanes »Effi Briest«*. Zur Dekonstruktion einer Schlüsselszene des Romans. In: *Fontane-Blätter* 57 (1994), S. 77–87.
- 2 GBA Bd. 15, S. 326.
- 3 WALTER MÜLLER-SEIDEL: »Das Klassische nenne ich das Gesunde...« Krankheitsbilder in Fontanes erzählter Welt. In: *Schriften der Theodor-Storm-Gesellschaft* 31 (1982), S. 9–27, hier S. 13.
- 4 GBA Bd. 15, S. 326.
- 5 Ebd., S. 324–326.
- 6 Vgl. ebd., S. 189 f.
- 7 STEFAN KEPPLER: *Gebet als poetogene Struktur. Systematische Aspekte, die Wissenskonfiguration um 1900 und Rilkes »Stunden-Buch«*. In: *Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder*. Hrsg. von RÜDIGER ZYMNER U. MANFRED ENGEL. Paderborn: mentis 2004, S. 338–355, hier S. 339.
- 8 GBA Bd. 15, S. 326 f.
- 9 JÜRGEN WERTHEIMER: *Effis Zittern: ein Affektsignal und seine Bedeutung*. In: *Zeitschrift für Lit.wiss. u. Linguistik* 102 (1996), S. 134–139, hier S. 138.
- 10 GISELA GREVE: *Theodor Fontanes »Effi Briest«*. Die Entwicklung einer Depression. In: *Jahrbuch für Psychoanalyse* 18 (1986), S. 195–220.
- 11 WALTER HETTICHE: »Jott, die Doktors«. Ärzte und Patienten bei Stifter, Storm, Fontane und Raabe. In: *Realismus-Studien*. Hrsg. von HANS-PETER ECKER u. a. Würzburg: Ergon 2002, S. 61–74, hier S. 62; KATHARINA VON FABER-CASTELL: *Arzt, Krankheit und Tod im erzählerischen Werk Theodor Fontanes*. Zürich: Juris 1983, S. 46: »Vieles deutet auf eine Lungenschwindsucht hin.«
- 12 Vgl. *Universal-lexicon der practischen Medicin und Chirurgie [...]*. 14 Bde. Leipzig: Voigt und Fernau 1835–1848, Bd. 13 [1846], S. 431.

- 13 Vgl. GBA Bd. 8, S. 92.
- 14 PAUL MANTEGAZZA: *Das nervöse Jahrhundert*. Einzig rechtmäßige Übersetzung. Leipzig: Steffen o.J. [1888], S. [159]. Das von Fontane benutzte Exemplar befindet sich im TFA, wobei sich weder Zeitpunkt noch Umstände seiner Beschaffung rekonstruieren lassen. Für ein Verzeichnis der Handbibliothek Fontanes vgl. WOLFGANG RASCH: *Zeitungstiger, Bücherfresser. Die Bibliothek Theodor Fontanes als Fragment und Aufgabe betrachtet*. In: *Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde*. N. F. XIX (2005), S. 103–145. – Ich danke Herrn Peter Schaefer vom TFA für seine umfassende freundliche Hilfe bei den Rechercharbeiten.
- 15 MANTEGAZZA, wie Anm. 14, S. 22–25.
- 16 GBA Bd. 15, S. 235.
- 17 Ebd., S. 326 f.
- 18 Ebd., S. 238.
- 19 Ebd., S. 234.
- 20 Vgl. *Biographisches Lexikon hervorragender Ärzte des neunzehnten Jahrhunderts*. Hrsg. von J[ULIUS] PAGEL. Berlin, Wien: Urban und Schwarzenberg 1901, Sp. 1087 f.
- 21 Vgl. den knappen Überblicksartikel von VOLKMAR SIGUSCH: *Sexualmedizin: Wider den »trüben, stinkenden Nebel der Heuchelei«*. In: *Deutsches Ärzteblatt* 2007, H. 3, S. 121–123; sowie DERS.: *Geschichte der Sexualwissenschaft*. Frankfurt, New York: Campus 2008, S. 121–143.
- 22 Eine Ausnahme von dieser Regel ist Joachim Radkau, der Mantegazzas *Il secolo nevrosico* immerhin einige Absätze widmet, vgl. JOACHIM RADKAU: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*. München, Wien: Hanser 1998, S. 121–123.
- 23 SIGMUND FREUD: *Bruchstück einer Hysterie-Analyse*. In: DERS.: *Werke aus den Jahren 1904–1905*. Hrsg. von ANNA FREUD ET AL. London: Imago 1941 [Reprint Frankfurt am Main: Fischer 1999] (Gesammelte Werke, Bd. 5), S. 161–286, hier S. 184, 223. Vgl. SANDER L. GILMAN: *The Image of the Hysteric*. In: *Hysteria Beyond Freud*. Hrsg. von DEMS., HELEN KING, ROY PORTER, G. S. ROUSSEAU, ELAINE SHOWALTER. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press 1993, S. 345–452, hier S. 427 f.
- 24 Vgl. HANS OTTO HORCH: *Fontane und das kranke Jahrhundert. Theodor Fontanes Beziehungen zu den Kulturkritikern Friedrich Nietzsche, Max Nordau und Paolo Mantegazza*. In: *Literatur und Theater im Wilhelminischen Zeitalter*. Hrsg. von HANS PETER BAYERDÖRFFER, KARL OTTO CONRADY U. HELMUT SCHANZE. Tübingen: Niemeyer 1978, S. 1–34, hier vor allem S. 28–34; PETRA KUHNAU: *Symbolik der Hysterie. Zur Darstellung nervöser Männer und Frauen bei Theodor Fontane*. In: *»Weiber weiblich, Männer männlich«? Zum Ge-*

- schlechterdiskurs in *Theodor Fontanes Romanen*. Hrsg. von SABINA BECKER U. SASCHA KIEFER. Tübingen: Francke 2005, S. 17–61, hier S. 46, 59 f.
- 25 Vgl. KUHNAU, wie Anm. 24, S. 50, Anm. 14; EDITH H. KRAUSE: *Eclectic Affinities. Fontane's Effi and Freud's Dora*. In: *Women's Studies* 32 (2003), S. 431–454; UTA TREDER: *Von der Hexe zur Hysterikerin. Zur Verfestigungsgeschichte des ›Ewig Weiblichen‹*. Bonn: Bouvier 1984, S. 56–74; INGE STEPHAN: »Das Natürliche hat es mir seit langem angetan.« *Zum Verhältnis von Frau und Natur in Fontanes »Cécile«*. In: *Natur und Natürlichkeit. Stationen des Grünen in der deutschen Literatur*. Hrsg. von REINHOLD GRIMM U. JOST HERMAND. Königstein/Ts.: Athenäum 1981, S. 118–149, hier S. 139, 148, Anm. 92.
- 26 RÜDIGER STEINLEIN: »Aufgeklärte Gottesfurcht« – *das Gott-Vater-Paradigma als religionspädagogisches und wirkungsästhetisches Prinzip erzählender Kinder- und Jugendliteratur der Aufklärung (am Beispiel von J.H. Campes »Robinson der Jüngere!«)*. In: *Zeitschrift für Germanistik*, N. F. 4 (1994), S. 7–23, hier S. 22 f., Anm. 61. An dieser für die Fontane-Forschung etwas abgelegenen Stelle und auch dort nur in Form einer Anmerkung findet sich der erste und, soweit ich sehe, einzige Hinweis auf die spezifische Verschiebung des »religiöse[n] Sprechen[s]« ins Pathologische in *Effi Briest*.
- 27 GBA Bd. 15, S. 324; vgl. ebd., S. 18, 189, 214, 239, 325.
- 28 *Brockhaus' Conversations-Lexikon*. 16 Bde. Leipzig: Brockhaus ¹³1882–1887, Bd. 8, S. 516.
- 29 MANTEGAZZA, wie Anm. 14, S. 4, 28.
- 30 Ebd., S. 70.
- 31 Ebd., S. 99.
- 32 Ebd., S. 89 f.
- 33 URSULA LINK-HEER: »Männliche Hysterie«. *Eine Diskursanalyse*. In: *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*. Hrsg. von URSULA A. J. BECHER U. JÖRN RÜSEN. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 364–396, hier S. 370.
- 34 Ebd., S. 372.
- 35 Vgl. nach wie vor KARIN HAUSEN: *Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere« – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*. In: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit*. Hrsg. von WERNER CONZE. Stuttgart: Klett 1976, S. 363–393; vgl. auch CLAUDIA HONEGGER: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850*. Frankfurt am Main, New York: Campus 1991.
- 36 PAUL BRIQUET: *Traité clinique et thérapeutique de l'hysterie*. Paris: Baillière 1859, S. 51.
- 37 MANTEGAZZA, wie Anm. 14, S. 149 f.
- 38 *Brockhaus' Conversations-Lexikon*, wie Anm. 28, Bd. 8, S. 516.

Manfred Horlitz: Theodor Fontanes Vorfahren. Neu erschlossene Dokumente – überraschende Entdeckungen. Berlin: Stapp 2009. 245 S. 24,80 €

Wie gut kannte Theodor Fontane seine eigene Familiengeschichte? Wohl besser, als man gemeinhin annimmt, aber gewiss nicht so genau, wie wir sie heute erfahren können. Dass wir jetzt gesicherte Daten haben und briefliche Zeugnisse sprechend geworden sind, ist das große Verdienst von Manfred Horlitz, dem ehemaligen langjährigen Leiter des Theodor-Fontane-Archivs. Seine Studie zu den Vorfahren des Schriftstellers ist ein Grundlagenwerk für die biographische Forschung. Zugleich ist sie ein Stück Kulturgeschichte, zeigt am Beispiel von Fontanes Vorfahren, wie die aus Frankreich ausgewanderten Hugenotten sich in Preußen neu integrierten. Anhand historisch gesicherter Lebensdaten der Familien Fontane und Labry baut Manfred Horlitz eine Brücke von der ersten Einwanderungsgeneration vor 1700 bis zu Theodor Fontane, seinen Geschwistern, Cousins und Cousinen. Es sind insgesamt sechs Generationen, denen er nachgespürt hat, und zwar mütterlicher- wie väterlicherseits.

Das Stupende an der Horlitz'schen Studie ist das Zahlen- und Faktenmaterial, das er versammelt hat und nun übersichtlich präsentiert. Für jede Person, die in die Genealogie aufgenommen wurde, sind wenn immer möglich Geburtsdatum, Geburtsort, Beruf, Heiratsdatum, Datum der Eheschließung, Name und Herkunft der Ehepartnerin oder des Ehepartners, die Kinder aus dieser Ehe sowie das Sterbedatum und der Sterbeort angegeben und urkundlich belegt. Die genutzten Quellen

sind Kirchenbücher, Geburts- und Taufregister, Trauungs- und Sterberegister. Zur Ergänzung wurden auch publizierte Stammbäume und Ahnentafeln herbeigezogen. Dabei führte die Recherche in unzählige Archive: vom Archiv der Französischen Kirche zu Berlin oder zu Magdeburg, über das Brandenburgische Landeshauptarchiv in Potsdam bis zum Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem. Selbst zu den privaten Familienarchiven der weitverzweigten Familie Fontane fand Manfred Horlitz Zugang und konnte so manche Lücke schließen. Das versammelte Material gibt mithin nicht nur Auskunft über die wichtigsten Lebensdaten, sondern dank brieflicher und künstlerischer Zeugnisse auch über berufliche Ambitionen und Karrieren einzelner Familienmitglieder. Auch erlaubt es Einblicke in die Besitz- und Vermögensverhältnisse der Labrys und der Fontanes.

Der besondere Reiz der Studie aber ist, dass der Autor sein Wissen gebündelt hat und in sechs Kapiteln – alle in sich geschlossen, alle sehr lesenswert – die Geschichte der Labrys und der Fontanes von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis tief ins 19. Jahrhundert hinein erzählt und reflektiert. Dabei wird manches korrigiert, was bisher ungesichert war oder (auch durch Theodor Fontane selbst) falsch überliefert wurde.

Zum Beispiel lässt sich belegen, dass die Fontanes *nicht* aus der Gascogne stammen und Fontane nicht wörtlich ge-

nommen werden darf, wenn er schreibt: »ich bin Märker, aber noch mehr Gascogner« (an Maximilian Harden, 17. Dezember 1889). Die Fontanes stammen in Wirklichkeit aus Nîmes und Umgebung, die Labrys aus Le Vigan, nordwestlich von Nîmes, also aus dem südfranzösischen Languedoc (Departement Gard). Dass Fontane mitunter auf der weiter westlich gelegenen Gascogne als Herkunftsland besteht, ist – die Gründe wären noch zu klären – eine Hinzudichtung. Interessantes liefern die Dokumente auch zur Namensschreibung. Es ist *nicht* richtig, dass der Familienname einst ›Fontaine‹ lautete, vielmehr belegen die urkundlichen Einträge auch der in Frankreich geborenen Vorfahren durchwegs die Schreibung ›Fontane‹. Erst in Berlin-Brandenburg beginnen die Schreibweisen in nicht-amtlichen Papieren zu variieren. So findet man neben ›Fontane‹ auch ›Fontan‹ oder ›Fontanne‹ – was als Hinweis gelesen werden kann, dass der Name lange Zeit noch immer französisch ausgesprochen wurde (Fóntan).

Zwar ließen sich bereits vor dem Potsdamer Edikt hugenottische Kaufleute, Gewerbetreibende und Militärs in Berlin nieder. Doch erst der berühmte kurfürstliche Erlass von 1685 rief die eigentliche Einwanderungswelle hervor. Für die verfolgten französischen Hugenotten war es ein Glücksfall, dass der Kurfürst selbst das evangelisch-reformierte Bekenntnis angenommen hatte und sie daher nicht nur als Flüchtlinge, sondern auch als Glaubensgenossen empfangen wurden.

Dennoch war der Neubeginn für die hugenottischen Familien in Berlin-Bran-

denburg schwer. Manfred Horlitz zeigt das eindrücklich am Beispiel der Familien Fontane und Labry. Theodor Fontanes direkter Vorfahre mütterlicherseits ist der Schlossermeister Pierre Labry (geboren 1658 in Le Vigan, gestorben 1738 in Magdeburg). Er flüchtete mit etwa 29 Jahren aus Frankreich, leistete 1688 in Magdeburg den Bürgereid und heiratete hier 1690 Jeanne Serres (1668–1718) aus der französischen Kolonie. Das Paar hatte neun Kinder, von denen vier schon früh starben. In Magdeburg widersetzte sich der lutherische Klerus damals den Reformierten, etwa indem die Gemeinde ihnen einen Friedhof verweigerte. Auch gab es Unmut in der Bevölkerung wegen der staatlichen Privilegien, die die Hugenotten genossen. Außerdem verschloss sich das Zunftwesen vorerst dem fremden Handwerk – aus Angst vor wirtschaftlicher Konkurrenz. Aus diesen Gründen, so zeigt Horlitz, dauerte der Prozess der Integration Jahrzehnte, was sich auch daran ablesen lässt, dass erst in der 3. beziehungsweise 4. Generation Ehen außerhalb der Kolonie geschlossen wurden. Geschäftlich am erfolgreichsten waren die Labrys schließlich in der 4. Generation. Jean François Labry – 1767 in Magdeburg geboren, 1810 in Berlin gestorben – heiratete 1794 die Berliner Charlotte Mumme und brachte es in der preußischen Hauptstadt zum Großkaufmann im Seiden- und Tuchwarenhandel. Bedrängnisse für seine Familie entstanden, weil er tragischerweise allzu früh verstarb. Emilie Labry verlor ihren Vater bereits mit 12 Jahren. Man gewinnt bei der Lektüre den Eindruck, dass dieser frühe Verlust ihr Leben

prägte und sich auswirkte auf ihre ganze spätere Familie, also auch auf ihren Sohn Theodor.

Vergleichbar und doch anders verläuft die Geschichte der Fontanes. Sie siedelten sich noch vor 1700 in Berlin an und konnten sich hier schneller integrieren als die Hugenotten anderswo in Brandenburg. Direkter französischer Vorfahre Theodor Fontanes ist der Strumpfwirker Jaques Fontane – geboren 1664 in Nîmes, gestorben 1707 in Berlin. In der 2. und 3. Generation waren die Fontanes Berliner Zinngießer. Der wohl bedeutendste Fontane'sche Vorfahre aber gehört der 4. Generation an. Es ist Pierre Barthélemy Fontane (1757–1826), gelernter Berliner Porzellanmaler. Er wurde Zeichenlehrer im königlichen Haus und schließlich Sekretär der Königin Luise (1776–1810). Insbesondere auf diesen Fontane, seinen Großvater, berief sich Theodor Fontane später. Pierre Barthélemy Fontane war, das zeigt Manfred Horlitz anhand neuentdeckter Bittschriften und Tagebuchnotizen, tatsächlich eine herausragende Figur, ein Charakter. Dass er auch ein talentierter Briefschreiber und ein erfolgreicher Häuserspekulant war, macht ihn nicht weniger interessant.

Ein Werk wie *Theodor Fontanes Vorfahren* kommt – das liegt in der Natur der

Sache – nie zu einem endgültigen Abschluss. Der Autor selbst verweist in einem Resümee auf die Defizite. Es sind durchwegs solche, die in den Recherchebedingungen liegen, etwa fehlende Kirchenbucheinträge oder Verlust von Archivalien durch Kriegseinwirkung. Dass Manfred Horlitz' große Rechercheleistung jetzt dennoch eine Buchform gefunden hat, ist ein großer Gewinn. Die Studie bringt im Detail soviel Neues und bisher Unbekanntes, dass man auch Lücken in Kauf nehmen darf. Das gesammelte Material selbst aber ist zuverlässig aufbereitet, die einzelnen Kapitel sind gut geschrieben und mit zahlreichen Abbildungen (darunter auch Trouvaillen) versehen. Der ausführliche Anhang präsentiert die Generationsfolgen der Fontanes und der Labrys im Überblick und gibt zudem hilfreiche Erläuterungen zu altdeutschen Begriffen, Währungs- und Münzbezeichnungen. Dass man das Buch gerne zur Hand nimmt, ist nicht zuletzt dem Verlag zu verdanken. Er hat für eine sorgfältige Gestaltung gesorgt und für Neugierige sogar einen Stadtplan eingefügt, dem zu entnehmen ist, wo die Vorfahren Fontanes in Berlin einst wohnten und eigene Häuser besaßen. Wer Fontanes Berlin kennt, wird manch vertraute Adresse finden.

□ REGINA DIETERLE

Bernhard Viel: Utopie der Nation. Ursprünge des Nationalismus im Roman der Gründerzeit. Matthes und Seitz, Berlin 2009. 29,90 €

Vorweggenommen sei zunächst einmal dies: bei der vorliegenden Arbeit Bernhard Viels handelt es sich um eine exzellent geschriebene und äußerst lesbare Studie, die nicht nur – wie im Klappentext versprochen – ein neues Licht auf die bewegte Epoche der Gründerzeit, sondern auch auf ein lange Zeit vernachlässigtes Werk, auf Fontanes Erstlingsroman *Vor dem Sturm* wirft. Was der Verfasser zu diesem 1878 in zwei Bänden im Verlag von Wilhelm Hertz erschienenen Romandebüt zu sagen hat, ist freilich von einer solchen Brisanz, dass sein Buch zweifelsohne für einigen Wirbel in der Fontane-Forschung sorgen wird. So macht Viel schon in der Einleitung deutlich, dass er gegen gängige gesellschafts- und sozialkritische Interpretationsansätze, genauer gegen das seiner Meinung nach die Forschung dominierende Bild von Fontane als einem »politisch korrekten Kuschel-Moralisten« (S. 21) anschreiben will. Er dagegen sieht in Fontane einen Autor, der sowohl Staat und Gesellschaft als auch seinen historischen Roman *Vor dem Sturm* auf ein »mythobiologisch und darwinistisch geprägtes Modell zu gründen« (S. 19) sucht und sich so nicht nur als »Erzborusse« (S. 21), sondern auch als fleißiger Mitarbeiter am Blut- und Boden-Mythos des Kaiserreiches entpuppt. Anhand eines Vergleichs mit dem in zeitlicher Nähe zu *Vor dem Sturm* entstandenen historischen Roman *Ein Kampf um Rom* des »heute verpönten Felix Dahn« (S. 18) will Viel zeigen, dass auch Fontanes »sinnstiftende

Geschichtserzählung« (S. 20) nur um ein Ziel kreist: patriotische Mobilisierung und nationale Identitätsbildung. Bei Viel werden Pastor Seidentopf und Berndt von Vitzewitz, werden die gescheiterten Heiratspläne zwischen den »Kinder(n) polnischer und preußischer Väter« (S. 126), werden Marie als »Nymphe jenes Wunderborns, der das Volk mit frischem Blut versorgt« (S. 111) und die »Stadt-Land-Dichotomie« (S. 187) demnach zu »Kronzeugen der Weltanschauung« (S. 72) des Autors. Eine Weltanschauung, innerhalb deren – so Bernhard Viel – ein »völkischer Begriff der Nation« (S. 72) und die Forderung nach »der unbedingten Opferbereitschaft des Einzelnen« (ebd.) als zentrale Kategorien fungieren. Zudem setzt sich ein nicht unbedeutender Teil von Viels Arbeit mit dem Modell der emphatischen und heroischen Männlichkeit als »Ideal der Gründerzeit« (S. 241) auseinander. Am Beispiel Lewins von Vitzewitz, dessen Vergleich mit Dahns melancholisch-aggressivem Teja (S. 245) ob seiner Konstruiertheit nicht wirklich überzeugt, dokumentiert Viel, wie auch Fontanes Roman auf dieses Männlichkeitsmodell rekurriert.

Wenngleich Fontane im Gegensatz zu Dahn »melancholischer« (S. 326), leiser und »pessimistischer« (ebd.) sowie »Wachstum, Fortgang und Aufbruch mit weniger vitalistischem Verve« (ebd.) bezeugend, erscheint, so wird er doch bei Viel – man kann es nicht anders nennen – zum völkischen Autor, zum »heroischen

Realisten« (S. 327) und damit zum geistigen Vater Ernst Jüngers – ja was eigentlich – erhoben, degradiert oder entlarvt? Hier bleiben der Text und sein Autor unentschieden in der Schwebelage und dem Leser eine Antwort schuldig. Man vermisst eine klare Positionierung des Verfassers und vor allem den Hinweis darauf, dass man *Vor dem Sturm* freilich so lesen kann, aber nicht unbedingt so lesen muss. Indem Viel Fontane lediglich als Ideologen und Vorläufer Jüngers charakterisiert, wird er dem subtilen und facettenreichen *Roman aus dem Winter 1812 auf 13* letztendlich nicht gerecht. Auch weil der überstrapazierte Vergleich mit Jünger rein hypothetisch bleibt. Denn eine direkte Gegenüberstellung von Fontanes und Jüngers Texten – etwa *Auf den Marmorklippen* – findet überhaupt nicht statt. Wohl auch deswegen, weil Viel selbst am besten weiß, dass seine Argumentation hier schnell an ihre Grenzen stoßen würde.

Und ein weiterer Aspekt tut dieser Arbeit und ihrem sonst so klugen, über ein breites historisches, literarisches und philosophisches Wissen verfügenden Verfasser nicht gut. Gemeint sind die vielen Seitenhiebe gegen die gesamte (!) Fontane-Forschung, die aus der »Prämodernität der Erzähltechnik« (S. 234) des Buches die falschen Schlüsse gezogen und dahinter nicht den »einenden Volksgeist, den monarchischen Nationalstaat winken« (ebd.) gesehen hätte. Hier übersieht Viel die frühen Arbeiten Peter Wrucks. Auch bleiben jüngere Beiträge von Norbert Mecklenburg, Bernd Witte und Werner Rieck – der jenes von Viel herausgearbei-

tete ambivalente Verhältnis Fontanes zu den Hohenzollern bereits in einem früheren Aufsatz aus dem Jahre 2000 dokumentiert hat – unerwähnt. Diese fehlende Auswertung aktueller Forschungen wiegt bei dem Vorwurf einer kollektiven Ignoranz gegenüber nationalen und ideologischen Aspekten im Werk Fontanes freilich umso schwerer. Schwer hat es auch der Leser, der einerseits von der spannenden und unterhaltsamen Schreibweise Bernhard Viels gefesselt wird, sich auf der anderen Seite aber mit einer – gerade bei einem solchem Thema notwendigen – zuweilen fehlenden wissenschaftlichen Behutsamkeit und vorschnellen Urteilsfindung konfrontiert sieht.

Dennoch, so wie Bernhard Viel hat bisher noch keiner über Fontanes Roman debüt *Vor dem Sturm* geschrieben. Mit einer solchen konsequenten Betonung des nationalgeschichtlichen und ideologischen Ansatzes ist der Roman noch nicht gelesen worden. Gerade daran knüpfen sich nun auch Erfolg oder Ablehnung von Viels Studie. Denn fest steht, diese Arbeit will und wird polarisieren. Sie wird die einen geschockt und verstört zurücklassen und die anderen zur kritischen Auseinandersetzung, ja auch zu Lob und Zustimmung auffordern. Sie wird zu hitzigen Debatten, Streitgesprächen, Gegendarstellungen und vor allem zur (erneuten) Lektüre von Fontanes Erstling anregen. Und was kann einer Doktorarbeit, ja was kann vor allem dem Roman *Vor dem Sturm* hundertdreißig Jahre nach seinem Erscheinen Besseres passieren?

□ JANA KITTELMANN

James N. Bade: *Fontane's Landscapes*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. (Fontaneana Band 7, herausgegeben vom Theodor-Fontane-Archiv) 28 €

Fontane in Neuseeland? Aber ja! Bei Professor James Bade an der University of Auckland im Norden der Nordinsel ist er in besten Händen. Bade führt regelmäßig mit seinen Studenten und Studentinnen Fontane-Seminare durch und ist ein angesehenere Fontane-Forscher (und Thomas-Mann-Experte). In seinem neuen Buch vereinigt er Forschung und Lehre auf glückliche Weise, denn sein bescheidener Anspruch, seine Studie sei »aimed primarily at English-speaking undergraduate students of German literature, but also with graduate students and a general readership in mind«, wird durch das Resultat bei weitem übertroffen. Bade bleibt innerhalb des etablierten Rahmens der Erforschung von Fontanes Romanen. Er akzeptiert diese als komplexe Gebilde voller »disguised symbolism«, in denen alle äußeren Elemente zur Deutung des inneren Lebens der Gestalten beitragen. Aber innerhalb dieses Rahmens ist sein Buch ein genuiner, origineller Beitrag zur Fontane-Forschung.

Es ist nicht mehr leicht, neue Ansätze für die Interpretation von Fontanes Romanen zu finden, weil gerade dieser Autor die Germanistik über die letzten fünfzig Jahre zu einem Strom von Interpretationen angeregt oder herausgefordert hat. So enthält denn auch Bades Buch allerlei schon Bekanntes, das allerdings im Rahmen des thematischen Zusammenhangs fungiert und dessen Herkunft gewissenhaft durch Anmerkungen belegt

ist. Wie es denn überhaupt zu den Tugenden dieses Bandes gehört, dass der Autor die Sekundärliteratur souverän beherrscht.

Bade nähert sich drei von Fontanes Romanen von den Schauplätzen der Handlung her, so dass diese aus einer neuen Perspektive vor uns abrollt. Die Grundlage des Verfahrens diskutiert das erste Kapitel des Buches anhand von ausgewählten Texten über die Funktion von Landschaften in der Literatur des 19. Jahrhunderts und in der Überzeugung, »local colour adds immeasurably to the appeal of the text« (p. 11) von Fontanes Romanen. Es gelingt Fontane, einen scheinbaren Widerspruch zu versöhnen, denn Fontane »adapts his landscapes to suit his narrative purposes« (p. 11) und »often modifies them« (p. 10) trotz seiner »passion for topographical exactitude« (p. 12). Fontane »controls his landscapes.« (p. 9), und darin bezeugt sich, wie Bade nach K.-G. Kribben formuliert, »Fontane's ability to transform prosaic settings into the poetic« (p. 16). Ich hätte mir allerdings gewünscht, dass Bade seine Aufmerksamkeit auch der Entwicklung zugewandt hätte, die von Fontanes deskriptiven Landschaften in den *Wanderungen* zu den symbolisch angereicherten in den Romanen führt. Gibt es Landschaften, die hier und dort vorkommen und an denen man vergleichen kann, wie Fontane später in den Erzählwerken filtrierte und konzentrierte? Gibt es Übergänge?

Dabei bereichert Bades akribische und einfühlsame Lektüre von *Schach von Wuthenow*, *Irrungen*, *Wirrungen* und *Effi Briest* unser Wissen in zweierlei Hinsicht.

(1) Er fördert viele bisher unbeachtet gebliebene Fontanesche Subtilitäten zu Tage: Parallelen, Gegensätze, Beziehungen, Vor- und Rückbezüge usw. Ein paar Beispiele müssen genügen: In *Effi Briest* suggeriert Innstettens Bedürfnis, von seiner Berliner Wohnung aus die Papageien im Tiergarten zu hören, später das papageienartige Abrichten seiner Tochter, das die verzweifelte Effi bei ihrer Wiederbegegnung mit Annie anmerkt. Es leuchtet auch unmittelbar ein, dass Effi in Berlin in eine Wohnung einzieht, die sie »trockenwohnen« muss, wenn man bedenkt, dass das Wasser das Element der sexuellen Leichtfertigkeit ist, die sie nun hinter sich lassen möchte. In *Schach von Wuthenow* findet Bade zahlreiche Parallelen zwischen dem Tempelhof des Ausflugs und dem Wuthenow von Schachs Aufenthalt und diskutiert die Sonnenuntergangslandschaften erhellend, während mir in *Irrungen*, *Wirrungen* Bothos Fahrt zum Jacobi-Friedhof, wo Botho das Lied wieder hört, das er mit Lene gesungen hat, besonders stringent erscheint.

(2) Bades Buch enthält Ansätze zu einer Systematik von Fontanes Landschaften. Er unterscheidet im Fall von *Schach von Wuthenow* für die Titelfigur »landscapes of obligation« and »landscapes of freedom«. (p. 100), also Landschaften, die Schach an seine Verpflichtungen als preußischer Offizier und Ehrenmann gemahnen, und Landschaften, die ihm seine Unabhängigkeit versprechen oder vor-

spiegeln. Das scheint mir ein lohnender Ansatz, der sich von Schach von Wuthenow sinnvoll auf andere Gestalten in anderen Romanen Fontanes übertragen lässt.

Zurecht weist Bade darauf hin, dass die heutigen Leser und Leserinnen von Fontanes Romanen anders als seine Zeitgenossen bei vielen Phänomenen »require some elucidation« (p. 29), und hier erweisen sich die 56 Fotos, die alten Ansichten und Fontaneschen Skizzen, die den Band auch ästhetisch zu einer Freude machen, als besonders nützlich. Viele davon vergegenwärtigen Schauplätze, die heute so nicht mehr existieren. Besonders anregend waren für mich Bades Identifikation und Illustration der Landschaften von Effis und Innstettens Urlaubsreise im 24. Kapitel von *Effi Briest*, so die Diskussion der Effis Widerwillen erregenden Opfersteine im Nationalpark Jasmund und die Fotos und Fontaneschen Skizzen davon. Leider verfolgt Bade aber die Innstettens nicht nach Kopenhagen, wo der Gegensatz zwischen Thorwaldsen-Museum und Tivoli so aufschlussreich für Effis Präferenz für die leichte Muse ist.

Es ist in Bades Buch allerdings auch auf einige Unausgewogenheiten hinzuweisen. Während bei *Schach von Wuthenow* etwa Schloss Marquardt, das Frau von Carayon auf dem Weg nach Schloss Paretz passiert, ausführlich kommentiert wird (p. 50), verliert Bade kaum ein Wort über Sala Tarone (p. 24) und, wichtiger noch, über das Mausoleum von Königin Luise im Park von Schloss Charlottenburg, obwohl diese doch durchaus symbolische Bedeutung im Kontext von *Ir-*

rungen, Wirrungen hat und das Mausoleum leicht abzubilden gewesen wäre, weil es originalgetreu erhalten ist.

Nur selten habe ich bei der Lektüre von Bades Buch nicht mit dem Autor übereingestimmt. Aber Tante Marguerite in *Schach von Wuthenow* »with her Berlin accent«? (p. 25) Wohl kaum; sie spricht als hugenottische Immigrantin einfach schauerhaftes Deutsch. Und kann man sie wirklich mit Frau von Padden aus *Effi Briest* vergleichen? Diese hat Effis sexuelle Eskapade durchschaut, während das gute Tantchen Victoire gerade mit ihren ahnungslosen Bemerkungen in Verlegenheit bringt. Bei seiner genauen Analyse der Strandszene im 17. Kapitel von *Effi Briest* mit seiner »landscape ›Motivkette‹ of considerable subtlety« (p. 121) erwähnt Bade eigenartigerweise die Heine-Gedichte gar nicht, mit denen Crampas Effi gewissermaßen verführt, obwohl doch auch in ihnen Landschaften von symbolischem Gewicht figurieren. Ein kleiner Druckfehler sollte in einer möglichen Neuauflage berichtigt werden: *Schach*

von Wuthenow spielt nicht im Sommer 1807, sondern 1806 (p. 21); sonst fände die Handlung ja nach Preußens Niederlage gegen Napoleon statt und verlöre ihre prophetische Untergangsstimmung.

Was mich an Bades Buch unabhängig von seinen sorgfältigen Analysen angenehm berührt, ist, dass der Autor nie die elementare menschliche Dimension der Literatur aus den Augen verliert. Fontanes Beliebtheit bei einer so breiten Leserschaft beruht ja nicht zuletzt darauf, dass er seine Menschen mit so viel Anteilnahme und Menschlichkeit schildert. In Bades Analyse ist immer spürbar, dass Fontane seine Kunst entfaltet, um seine Leser und Leserinnen an menschlichen Bedürfnissen, Freuden, Versagungen, Ängsten und Katastrophen teilnehmen zu lassen. Nicht alle Fontane-Forschung geht so rücksichtsvoll mit Fontanes Charakteren um wie James Bade. Trifft man diese Haltung überhaupt häufiger in der angelsächsischen Forschung an als in der deutschen?

□ CHRISTIAN GRAWE

Christof Hamann, Ute Gerhard, Walter Grünzweig (Hrsg.): *Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848. Migration – kultureller Austausch – frühe Globalisierung*. Bielefeld: transcript 2009. 291 S. 29,80 €

Fontane spielte bekanntlich 1849 mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern. Anders als sein Onkel August hat er diese Idee aber wohl niemals ernsthaft verfolgt, wie sich überhaupt sein Interesse an den Vereinigten Staaten in engen Grenzen hielt. Dennoch hinterließ die Beziehung – der »american dream« und der bereits

damals aufkommende Begriff »Amerikanisierung« sind für das deutsche Selbstverständnis zentral – auch bei ihm deutliche Spuren. Zu denken wäre dabei an Lehnert Menz in *Quitt*, der eine Zuflucht in der neuen Welt findet, sowie an andere Romanfiguren, ja sogar an die Möglichkeit einer weiter gehenden Auseinander-

setzung mit entsprechenden literarischen Darstellungsweisen.

Der vorliegende Sammelband unternimmt den Versuch, die Konstrukte und Projektionen Amerikas in der deutschsprachigen Literatur zwischen 1848 und 1900 zu erschließen, und zwar unter besonderer Berücksichtigung der Debatten über das Für und Wider der Migrationsbewegungen. Jenseits einer Unterscheidung in »hohe« und »populäre« Literatur werden die bekannten Autoren des Bürgerlichen Realismus unter Hinzuziehung von Reportagen, Handbuch-, Journal- und Zeitungsartikeln, Werbebroschüren, Auswandererbriefen und -berichten sowie einer Vielzahl von literarischen Texten in den Zusammenhang einer zeitgenössischen Diskussion über die deutsche Amerika-Emigration gestellt. Das ist in zweierlei Hinsicht neu und bemerkenswert: In der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem literarischen Amerika-Diskurs stand ausgerechnet das späte 19. Jahrhundert gegenüber der Zeit davor und danach lange am Rande. Wenn die Phänomene Migration und Kolonialismus thematisiert wurden, fanden meist nur Reiseberichte und Abenteuerliteratur Berücksichtigung. Zwar war man sich weitgehend einig, dass alle Realisten in der ein oder anderen Weise an der Abenteuerliteratur partizipierten, die Wanderungsbewegungen nach Amerika aber galten bis in die jüngste Gegenwart nicht als Thema für Autoren wie Fontane, Raabe und Keller. Dazu mag beigetragen haben, dass in der deutschsprachigen Literatur, die keine koloniale Tradition hat, exotische Themen oftmals pauschal unter Trivialitätsver-

dacht stehen. Solche Bedenken können die Autoren des Bandes mühelos entkräften, indem sie interkulturelle Potentiale und Schattierungen im gesamten Spektrum der deutschsprachigen Literatur nach 1848 aufspüren.

Methodisch setzen sich die Herausgeber ab von einer imagologischen Analyse eines Amerika-Bildes, das sich zumeist als ein von der Zielkultur abgelöstes Konstrukt erweist. Die untersuchten Texte fungieren vielmehr als Repräsentationsinstanzen einer transatlantischen Kommunikation. Anders gesagt: Gegenüber der Frage nach der Authentizität der Amerika-Darstellungen konzentriert sich das Interesse auf die besonderen Beziehungen und Formen des kulturellen Austauschs in den jeweiligen Bezugstexten. Dass so die Reproduktion gängiger Stereotypen vermieden werden kann, gehört sicherlich zu den Stärken des Bandes.

Unter dem Obertitel »Amerika jenseits des Kanons« behandelt der erste Teil spezifische Muster der deutschsprachigen Amerika-Rezeption. Auf witzige und erhellende Weise führt Rolf Parr vor, welche Variationsbreite das populäre, von Volks- und Laientheatern geschätzte Motiv des reichen Onkels aus Amerika besitzt, der immer dann auftaucht, wenn die jüngeren Verwandten in der Heimat von Geldnöten geplagt werden. Besonders aufschlussreich ist die Gegenüberstellung eines stillschweigend vorausgesetzten deutschen Nationalcharakters und imaginerter Amerika-Vorstellungen. In der populären, durch James Fenimore Cooper in Deutschland bekannt gewordenen Figur des Pfadfinders, der sich auf einen nie er-

reichbaren Horizont zu bewegt und sowohl die Leere des Prärieriums als auch eine unaufhörliche Westexpansion repräsentiert, erkennt Alexander Honold eine Vorlage für Balduin Möllhausen. Der heute fast vergessene Verfasser von Geschichten und Reiseberichten aus dem »Wilden Westen« gehörte zu den beliebtesten Autoren seiner Zeit. Im Unterschied zu Karl May, für den er zu einer wichtigen Quelle wurde, kannte er die Schauplätze seiner Schilderungen aus eigener Anschauung. Das thematisch um eine Trassenfindung für die Eisenbahn kreisende Erzählprogramm Möllhausens erweist sich Honold zufolge als ein Unternehmen, in dem sich »romantischer Exotismus und industrieller Kolonialismus« als »historische Entwicklungslinien kreuzen« (56). Mit Berthold Auerbach, dessen Romane und Erzählungen Kit Belgum analysiert, tritt ein weiterer Erfolgsschriftsteller des 19. Jahrhunderts in den Blick, während sich Christof Hamann dem für Amerikakonstruktionen zentralen Medium der Familienzeitschriften widmet, zu denen auch kanonisierte Autoren wie Fontane, Keller und Raabe beitrugen. Hamann legt dar, wie sich in zahlreichen deutschsprachigen Familiengründungstexten vor der Reichsgründung ein symbolischer Zusammenhang zwischen heterogenen Massenkulturen in den USA und dem Anspruch eines auf der Kleinfamilie basierenden, homogenen deutschen Einheitsstaates auftritt, nicht ohne dass koloniale Phantasien und Ambitionen mitspielen. In der auflagenstärksten Familienzeitschrift *Gartenlaube* publizierte auch E. Marlitt. Am Beispiel ihres Romans *Im Schillings-*

hof demonstriert Lynne Tatlock, dass das Amerikanische die Aufgabe erfüllte, eine deutsche Identität zu konstruieren. Die Frage nach einer deutschen Identität angesichts einer Massenemigration beschäftigte unter den zeitgenössischen Autoren vielleicht am stärksten Friedrich Spielhagen, dessen Erzählung *Die schönen Amerikanerinnen* (1867) Ute Gerhard als Versuch wertet, eine am Amerikanischen geschulte, modernisierte Vorstellung vom Deutschen zu entwerfen. Gegenüber der vorherrschenden Deutschland-Zentrierung empfiehlt der Amerikanist Walter Grünzweig, das den Texten eigene vergessene Wissen über Amerika ernst zu nehmen.

Dieser These widerspricht Jeffrey L. Sammons, der den zweiten Teil »Amerika im Kanon« eröffnet. Aus der Analyse des Amerikamotivs in drei ausgewählten Romanen, Spielhagens *Deutsche Pioniere*, Raabes *Alte Nester* und Fontanes *Quitt*, ergibt sich für Sammons, dass keineswegs ein Interesse am Fremden, sondern fast ausschließlich am Eigenen vorliegt: »Amerika interessiert nicht an und für sich, sondern nur insoweit es für Deutschland relevant ist, als ein Raum, in dem Deutsche und Deutschland unter Umständen geistig und politisch gesunden können.« (169) Damit deckt sich der Befund Alexander Ritters, dass sich Wilhelm Raabe bei der Darstellung der USA in *Alte Nester* auf die deutschen Gemeinschaften und deutschamerikanischen Siedlungsgebiete beschränkt habe, um diese als Rückzugsraum einer nationalkonservativen, vorindustriellen Kultur zu gestalten. Gleich drei Autoren, Todd Kontje, Tobias

Lachmann und Martin Stingelin, setzen sich im Folgenden aus ideengeschichtlicher, diskurs- und zeichentheoretischer Sicht mit Amerika im Werk Gottfried Kellers auseinander. Die Schweiz der 1850er Jahre erscheint hier, um nur einen Themenaspekt herauszugreifen, als »Heimat der überall sonst geschlagenen, veruntreuten, ins Exil gedrängten Demokratie« (Walter Muschg, 209). Indem sich zeigt, wie das Land zusammen mit Amerika und England gegen das reaktionäre und monarchistische Deutschland in Stellung gebracht wird, treten noch einmal ganz andere Facetten der internationalen politischen Szenerie in den Blickpunkt. Den Schlusspunkt setzt Uwe Schwagmeiers Lektüre der Romananfänge von *Winnetou I* und *Winnetou IV*, wobei sich im literarischen Migrantentum Karl Mays fast durchgängig Anzeichen einer jeweils

schon beschlossenen Remigration abzeichnen.

Das Reizwort »Globalisierung« ruft bei vielen verständlicherweise Überdruß hervor. Dennoch ist das Phänomen in seiner historischen Entwicklung, seiner ungeheuren Dynamik und in seinen konkreten politischen Folgen weithin unverstanden. Vor dem Hintergrund aktueller Fragestellungen ermöglicht es der vorliegende Band, Romane und Erzählungen zwischen 1848 und 1900, die mit einem frühen Globalisierungsschub einhergehen, neu zu lesen. »Dieser Prozess«, schreiben die Herausgeber im Vorwort, »hat gerade erst begonnen.« (18) Das ist, wie auch andere viel beachtete Neuerscheinungen zeigen, zweifellos richtig und für die Gegenwart aufschlußreich.

□ MICHAEL EWERT

Martha Fontane geb. Soldmann im Widerstreit ihrer Familie und der Familie Fontane

HARTMUT DIETZ

Über das Verhältnis der alten Fontanes zu ihrer Schwiegertochter Martha Soldmann sind wir durch die auf uns überkommenen Briefe Fontanes recht gut unterrichtet. Insbesondere Fontane, anscheinend weniger seine Ehefrau Emilie sah seine Schwiegertochter anfangs durchaus wohlwollend, später allerdings immer kritischer. Die Briefe geben jedoch, was man sich immer wieder klar machen muss, ausschließlich die Sicht der alten Fontanes wieder. Martha Soldmann wird manches ganz anders gesehen haben. In der Familie Fontane gab es einiges, was ihr nicht gefallen haben dürfte. Dazu gehörten insbesondere die offensichtliche Bevorzugung ihrer Schwägerin Martha und die ebenso offensichtliche Zurücksetzung ihres Ehemannes, die so weit gegangen war, dass dieser bereits mit vierzehn Jahren aus der Familie hinaus gedrängt worden war und, wie Theodor Fontane jun. in seinen Lebenserinnerungen schreibt, in seiner Familie »von da ab dort gewissermaßen nur Gastrollen gegeben« hatte. Im Übrigen hatten es alle, die in die Familie Fontane hinein heirateten, nicht leicht.

Leider haben sich Briefe, die Martha Soldmann an ihre Eltern oder Freundinnen geschrieben hat, nicht erhalten. Es ist zu vermuten, dass auch sie wie ihre Schwiegereltern, allerdings die Dinge aus ihrer Sicht betrachtend, zuweilen geklagt haben wird. Mangels schriftlicher Dokumente bleibt daher im Interesse eines gerechten Urteils nichts anderes übrig, als zu versuchen, aus Martha Soldmanns Herkunft ihre Lebensauffassung und ihre Sicht der Dinge zu erschließen.

Martha Soldmanns Vater Carl Soldmann wurde am 4. November 1835 in Pasewalk (Pommern) geboren.¹ Der Vater des kleinen Carl, Johann Joachim Soldmann, war bei dessen Geburt Gefreiter. Möglicherweise diente er in dem damals in Pasewalk stationierten 2. Kürassierregiment genannt Königin. Nach seiner Verabschiedung als Soldat wurde er Chausseeaufseher. Carl Soldmann,

der Vater Martha Soldmanns, besuchte vermutlich zunächst die Volksschule in Pasewalk, danach die höhere Stadtschule in Demmin (Pommern). Ob die Familie inzwischen nach Demmin umgezogen war oder ob Pasewalk keine weiterführende Schule besaß, ist nicht bekannt. Die höhere Stadtschule in Demmin führte ihre einigermaßen befähigten Schüler bei etwas Nachhilfeunterricht, den auch Carl Soldmann erhielt, bis zur Primareife eines Gymnasiums oder bis zur Abiturientenreife einer Realschule, der Vorläuferin des Realgymnasiums. 1854 bestand Carl Soldmann, vermutlich als Externer, auf der Realschule in Greifswald die Reifeprüfung. Was Carl Soldmann in den folgenden drei Jahren gemacht hat, ist nicht bekannt. Möglicherweise war er schon damals bei der Post beschäftigt und konnte nur deshalb die Beamtenlaufbahn nicht einschlagen, weil er eine Einstellungsvoraussetzung, die Ableistung des Militärdienstes, noch nicht erfüllte. Von April 1857 bis März 1858 leistete er seinen Militärdienst als Einjähriger. Im April 1858 begann Carl Soldmann als Postaspirant beim Postamt Demmin. Ein Jahr später wurde er Posteleve beim Postamt 1 in Stettin. Im Mai 1861 bestand er vor der Oberpostdirektion Stettin die Postassistentenprüfung. Mit Wirkung vom 1. Mai 1863 wurde er in den Bezirk der Oberpostdirektion Arnberg zum Eisenbahnpostamt Nr. 9 in Dortmund versetzt und nach seiner Ernennung zum Postsekretär zuletzt als kommissarischer Vorsteher des Eisenbahnpostbüros in Soest verwendet. Am 20. Mai 1864 heiratete Carl Soldmann in Demmin Emma Plötz, die Tochter eines Kupferschmiedes, der das Demminer Bürgerrecht besaß.² Ihre Mutter war die Tochter eines Bäckers, der ebenfalls Demminer Vollbürger war. Etwa eineinhalb Jahre später, am 20. Oktober 1865, wurde in Dortmund als erstes Kind der Familie Soldmann die Tochter Martha, die spätere Schwiegertochter Fontanes, geboren.

Die nächste Station seines beruflichen Werdegangs war die Oberpostdirektion Düsseldorf. Nachdem er im März 1867 vor dem Generalpostamt in Berlin die höhere Verwaltungsprüfung bestanden hatte, war er zuletzt Postkassenkontrolleur für den Bezirk der genannten Oberpostdirektion. In Düsseldorf wurde als zweites Kind der Sohn Carl August geboren. Ab Oktober 1869 verwaltete Carl Soldmann zunächst kommissarisch eine »Subaltern-Beamten-Stelle bei dem General-Postamte« in Berlin. Einige Monate später wurde er unter Ernennung zum Geheimen expedierenden Sekretär und Kalkulator dort etatmäßig angestellt. Während des deutsch-französischen Krieges übernahm die deutsche Verwaltung in den von den deutschen Truppen besetzten Gebieten das Landespostwesen und richtete zur Abwicklung des Postverkehrs in Reims eine deutsche Postadministration unter der oberen Leitung des Generalpostamtes in Berlin ein. Ab dem 15. November 1870 wurde Carl Soldmann als kommissarischer Postinspektor nach Reims abgeordnet. Nachdem die

Franzosen das Landespostwesen wieder übernommen hatten, kehrte er am 26. März 1871 nach Berlin zurück. Nach der Gründung des Deutschen Reiches im Jahr 1871 wurde die Post Reichsangelegenheit und Carl Soldmann damit kaiserlicher Beamter. In Berlin wurden die Kinder Friedrich Wilhelm und Emma Elise geboren. Ende 1872 traf die Familie ein furchtbares Unglück.³ Innerhalb von vierzehn Tagen starben drei Kinder, am 21. November der zweijährige Friedrich Wilhelm, am 29. November die noch nicht einmal ein Jahr alte Emma Elise und am 2. Dezember der vierjährige Carl August. Die damals siebenjährige Martha Soldmann, die vermutlich Ostern 1872 eingeschult worden war, wird das Sterben ihrer drei Geschwister bewusst miterlebt haben. Sie blieb als einziges Kind zurück.

Ab Dezember 1874 wurde Carl Soldmann zunächst kommissarisch eine Postratsstelle bei der Oberpostdirektion Köslin (Pommern) übertragen. Die Beförderung zum Postrat auf dieser Stelle erfolgte im Oktober 1875. Vermutlich in Köslin besuchte Martha Soldmann erstmalig eine höhere Mädchenschule. Ab April 1876 war Carl Soldmann, weiterhin als Postrat, bei der Oberpostdirektion Gumbinnen (Ostpreußen) beschäftigt. Dort wurde am 8. August 1878 als letztes Kind der Sohn Bruno geboren. Im Oktober 1879 wurde Carl Soldmann, immer noch Postrat, zur Oberpostdirektion Oldenburg im gleichnamigen Großherzogtum versetzt. In Oldenburg, wo erstmals die Schulausbildung Martha Soldmanns konkret erkennbar wird, trat diese in die III. Klasse der dortigen Cäcilien-schule, einer städtischen höheren Mädchenschule, ein.⁴ In zehn Schuljahren, die auch die drei untersten Jahrgänge als Vorschule umfassten, wurden die Fächer Religion, Geschichte, Geografie, Naturkunde, Rechnen, Deutsch, Anschauungsunterricht, Englisch, Französisch, Gesang, Schreiben, Handarbeit und Turnen unterrichtet. 1880 wurde Martha Soldmann in die II. Klasse der Cäcilien-schule versetzt und 1881 in die I. Klasse. Damit fand ihre Schulausbildung mit sechzehn oder siebzehn Jahren ihren Abschluss. Eine Berufsausbildung erhielt Martha Soldmann, wie sich später aus dem Vermerk im Heiratsregister »ohne bes. Beruf« ergibt, nicht. 1882 erhielt Carl Soldmann anlässlich des jährlich im Berliner Schloss zur Erinnerung an die Krönung Friedrichs I. zum König in Preußen gefeierten Krönungs- und Ordensfestes den Roten Adlerorden vierter Klasse.

Schließlich wurde Carl Soldmann 1883 Oberpostdirektor in Münster. In Anerkennung seiner Verdienste um die Post im Großherzogtum Oldenburg verlieh ihm bei seinem Ausscheiden der Großherzog das Ritterkreuz erster Klasse des Haus- und Verdienstordens des Herzogs Peter Friedrich Ludwig. In Münster kamen Soldmanns zum ersten Mal in eine katholische Stadt. Die Atmosphäre in der Stadt war damals durch einen ausgeprägten Preußenhass geprägt, da die Annektion des Fürstbistums Münster durch Preußen noch nicht

einmal einhundert Jahre zurück lag und der Kulturkampf den Gegensatz zwischen der überwiegend katholischen Bevölkerung Münsters und dem protestantisch geprägten Königreich Preußen wieder verschärft hatte. Erst ein Jahr nach ihrem Umzug nach Münster sollten Soldmanns die triumphale Rückkehr des Ortsbischofs Johann Bernhard Brinkmann, des so genannten Bekennerbischofs, aus dem niederländischen Exil erleben.

In Münster bezog die Familie eine herrschaftliche Dienstwohnung in der Beletage der am Domplatz gelegenen Oberpostdirektion. Die erst im Jahre 1880 fertig gestellte Oberpostdirektion war für die Münsteraner und für die wie Soldmanns aus einer Mittelstadt Zugezogenen ein eindrucksvolles, für Berliner, die anderes gewohnt waren, zumindest ein stattliches Gebäude. Die Fassaden der Oberpostdirektion, die mit ihren zwei Türmen an eine mittelalterliche Burg erinnerte, hatte der Königliche Baurat Professor Julius Raschdorff, der spätere Erbauer des Berliner Domes, geschaffen, die zahlreichen Skulpturen am Gebäude der Kölner Dombildhauer Professor Christian Mohr. Im Erdgeschoss des dreigeschossigen Gebäudes waren das Postamt, das Telegrafnamt und die Oberpostkasse untergebracht, in dem darüber liegenden Geschoss die Diensträume der Oberpostdirektion und des Eisenbahnpostamtes Nr. 22 sowie die Dienstwohnungen des Oberpostdirektors und des Hausmeisters. Im Dachgeschoss befanden sich schließlich die Dienstwohnungen des Postamts- und des Telegrafnamtsvorstehers. In dem Gebäude waren etwa 200 Bedienstete (Beamte, Angestellte und Arbeiter) beschäftigt. Die Gesamtzahl der im Bezirk der Oberpostdirektion tätigen und damit Oberpostdirektor Soldmann unterstellten Bediensteten betrug etwa 1.000.

Unmittelbar nach ihrem Umzug nach Münster bemühten sich Soldmanns, möglichst schnell gesellschaftlichen Anschluss zu finden. Noch im Jahr 1883 wurde Carl Soldmann Mitglied des *Civilclubs*, dessen Präsident er in den Jahren 1890/91 werden sollte, und des Westfälischen Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst, seine Tochter Mitglied des Musikvereins. Der noch heute bestehende *Civilclub* ist ein noch in fürstbischöflicher Zeit gegründeter Geselligkeitsverein, dessen Mitglieder zur Zeit Soldmanns überwiegend die höheren Beamten der Provinzialhauptstadt und der Provinz Westfalen waren.

1884, also etwa ein Jahr, nachdem Soldmanns nach Münster umgezogen waren, besuchten Kaiser Wilhelm I. und Kaiserin Augusta Münster. Oberpostdirektor Soldmann gehörte zu den 400 zum Festbankett in den Räumen der Theologisch-philosophischen Akademie geladenen Gästen. »Frau Oberpostdirektor Soldmann« nahm am Damenempfang teil, den die Kaiserin im Schloss zu Münster gab. Die Einladungen ihrer Eltern werden die damals 18jährige Martha Soldmann beeindruckt und stolz gemacht haben. Im Laufe der vielen Jahre, die Soldmanns in Münster lebten, wurde Carl Soldmann eine

stadtbekannte Persönlichkeit, da er mit zu den höchsten Beamten in der damaligen Provinzialhauptstadt gehörte und die zahlreichen Bekanntmachungen der Oberpostdirektion stets mit »Der Kaiserliche Oberpostdirektor Soldmann« unterzeichnet waren. Bei den jährlichen Feierlichkeiten zum Geburtstag des Kaisers saß er an der Ehrentafel zusammen u. a. mit dem Bischof von Münster, dem Oberbürgermeister der Stadt, dem Oberpräsidenten der Provinz Westfalen und dem Kommandierenden General des VII. Armeekorps. Die angesehene Stellung ihres Vaters erleichterte es Martha Soldmann, ihre Freundinnen in den ersten Gesellschaftskreisen der Stadt zu finden. So gehörte bei der Taufe der Tochter Gertrud im Jahr 1890 zu den Taufpaten »Frau Rechtsanwält Hedwig Jungeblodt«. Hedwig Jungeblodt war die Tochter des früheren Oberregierungsrats in der Provinzialsteuerverwaltung Münster und zur Zeit der Taufe Wirklichen Geheimen Oberfinanzrats und Provinzialsteuerverwalters der Provinz Posen Felix Mersmann. Ihr Ehemann Max Jungeblodt entstammte einer angesehenen, alteingesessenen Münsteraner Familie. Er wurde kurz vor der Taufe der kleinen Gertrud, also zu einer Zeit, zu der Theodor Fontane jun. noch in Münster stationiert war, Stadtrat, 1896 Erster Beigeordneter, ein Jahr später Erster Bürgermeister (Oberbürgermeister) und bald darauf Mitglied des Preußischen Herrenhauses auf Lebenszeit.

1889 besuchte Kaiser Wilhelm II. Münster. Oberpostdirektor Soldmann gehörte wieder zu den geladenen Festgästen. Aus Anlass des Kaiserbesuchs wurde ihm der Rote Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife verliehen. Seinen letzten Orden, den Königlichen Kronenorden zweiter Klasse, erhielt er 1894 anlässlich der jährlichen Feier des Krönungs- und Ordensfestes.

1897 wurde Carl Soldmann auf seinen Antrag aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig in den Ruhestand versetzt. Bei dieser Gelegenheit wurde noch einmal deutlich, wie sehr er als Fachmann geschätzt wurde und wie beliebt er als Vorgesetzter war. Die Beamten der Oberpostdirektion planten daher, zum Abschied »der Hochachtung und Verehrung durch eine festliche Veranstaltung Ausdruck zu geben«. Wegen seines angegriffenen Gesundheitszustandes bat Carl Soldmann jedoch, hiervon Abstand zu nehmen. Darauf wurde ihm im kleinen Kreis zum Abschied ein künstlerisch aufwändig gestaltetes Album mit Lichtbildern aller größeren Postbauten des Bezirks und wichtiger historischer Bauten der Stadt Münster überreicht. Außerdem enthielt das Album Porträtaufnahmen der leitenden Beamten des Oberpostdirektionsbezirks, die alle auf der Rückseite ihres Fotos eine handschriftliche Widmung für den Pensionär niedergeschrieben hatten. Heute wird das Album im Museum für Kommunikation in Berlin aufbewahrt.

Bruno Soldmann, der Bruder Martha Soldmanns und Schwager Theodor Fontanes jun., studierte in Tübingen, Berlin und Göttingen Rechtswissen-

schaft.⁵ Noch vor dem Ersten Weltkrieg wurde er zum Regierungsrat in der Landwirtschaftsverwaltung ernannt und zuletzt als Spezialkommissar in Altenkirchen (Westerwald) verwendet. Die Spezialkommissare hatten vor Ort die Aufgaben der Generalkommissionen, Gemeinheitsteilungen und Umlagen landwirtschaftlich genutzter Grundstücke, durchzuführen. Den Spezialkommissaren und Generalkommissionen entsprechen heute die Ämter und Landesämter für Agrarordnung. Bruno Soldmann fiel 1917 als Kriegsfreiwilliger in Frankreich. Der aus diesem Anlass im Münsterschen Anzeiger veröffentlichte Nachruf zeigt noch einmal, wie geschätzt Carl Soldmann und sein Sohn Bruno in Münster waren. Zu Beginn des Nachrufes wird erwähnt, dass Bruno Soldmann der Sohn des Oberpostdirektors Carl Soldmann gewesen sei, »der 14 Jahre lang – vom 26. April 1883 bis 1. April 1897 – an der Spitze des münsterschen Ober-Postdirektionsbezirks gestanden [habe] und in Stadt und Land noch in bester Erinnerung« fortlebe. Zum Schluss des Nachrufs heißt es: »Bruno Soldmann war ein edler Charakter, ein liebenswürdiger Mensch und ein dienstwilliger und hilfsbereiter Kamerad. Mit seiner in Münster im Witwenstande lebenden Mutter und seiner einzigen Schwester (Gattin des Feldintendanten, Wirklichen Geheimen Kriegsrats Theodor Fontane, Sohn des bekannten Schriftstellers) betrauern den Heimgang dieses noch zu großen Hoffnungen berechtigenden Beamten seine münsterschen Freunde und Bekannten.«

Nach bestandenem Intendanturassessorexamen wurde Theodor Fontane jun. am 15. April 1885 unter Überweisung zur Korpsintendantur des VII. Armeekorps in Münster zum Intendanturassessor ernannt. Seine ersten Bekannten in Münster fand er im Kollegenkreis. Insbesondere schloss er sich dem Intendanturrat Puchstein näher an. Dieser führte ihn noch im Jahr 1885 in die Herrengesellschaft *Vergnügtes Krokodil* ein, einen Kreis junger Akademiker. Die Herrengesellschaft *Vergnügtes Krokodil* entsprach etwa der *Zwanglosen Gesellschaft*, der Theodor Fontane jun. in Berlin angehörte, wenn das *Vergnügte Krokodil* auch weniger literarisch ausgerichtet war. Intendanturrat Puchstein wurde später Pate beim ersten Kind der jungen Fontanes, dem Sohn Otto. Nachdem Puchstein im November 1887 zur Intendantur des IX. Armeekorps in Altona versetzt worden war, wurde Theodor Fontane jun. sein Nachfolger als Vorstand der Intendantur der ebenfalls in Münster stationierten 13. Division. Ebenfalls noch im Jahr 1885 wurde Theodor Fontane jun. auch Mitglied in dem bereits erwähnten *Civilclub*.

Im Winter 1885/86 lernte Theodor Fontane jun. Martha Soldmann kennen. Am Karnevalsdienstag, dem 9. März 1886 verlobte er sich mit ihr auf einer Veranstaltung des *Zwei-Löwen-Klubs* in dessen Vereinshaus, dem Assenhof. Der noch heute bestehende *Zwei-Löwen-Klub* war ein Geselligkeitsverein, in

dem damals insbesondere die Kaufleute der Stadt Münster verkehrten. Der Assenhof, das Vereinshaus des *Zwei-Löwen-Klubs*, war ein alter Adelshof, der im Zweiten Weltkrieg völlig zerstört wurde. Heute steht an dessen Stelle Münsters Stadthaus I. Die offizielle Verlobung feierten sie, nachdem Theodor Fontane jun. anscheinend bei Soldmanns um die Hand ihrer Tochter angehalten hatte, am folgenden Sonnabend, dem 13. März 1886. Die alten Fontanes sahen ihre neue Schwiegertochter erstmals Pfingsten 1886 anlässlich der Hochzeit ihres Ältesten George, zu der Theodor Fontane jun., seine Verlobte und deren Mutter von Münster nach Berlin angereist waren.

Theodor Fontane jun. und Martha Soldmann heirateten am 4. Oktober 1886 standesamtlich.⁶ Trauzeugen dabei waren die Väter, Theodor Fontane und Carl Soldmann. Die kirchliche Trauung und das anschließende Hochzeitsmahl fanden am folgenden Tag, dem 5. Oktober 1886 in der Dienstwohnung Soldmanns in der Oberpostdirektion statt. Die Trauung vollzog der nach der Königlich Preußischen Militärkirchenordnung zuständige Militäroberpfarrer und Konsistorialrat Gotthelf Huyssen. Die Hochzeit fand im allerengsten Familienkreis statt. Paul Schlenther und Hermann Scherz, Freunde der Familie Fontane, waren zwar eingeladen. Dass sie an der Hochzeitsfeier teilgenommen haben, ist aber nicht ersichtlich. Am späten Nachmittag des Hochzeitstages fuhr das junge Paar noch bis Köln, um am nächsten Tag auf dem Rhein die Hochzeitsreise anzutreten.

Die jungen Fontanes lebten zunächst Münster, Junkerstraße 6 in einer Wohnung, die Theodor Fontane jun. schon bald nach seinem Dienstantritt gemietet hatte. Im Sommer 1887 besuchte Martha Fontane etwa vier Wochen ihren Bruder und ihre Schwägerin. Nach allem, was wir wissen, verlief der Besuch harmonisch. Wenige Wochen, nachdem Martha Fontane zu ihrer Freundin nach Bonn weitergereist war, am 21. Juli 1887, gebar Martha Fontane-Soldmann ihr erstes Kind, den Sohn Otto.⁷ Taufpaten waren der Großvater Oberpostdirektor Carl Soldmann, der bereits erwähnte Intendanturrat Puchstein, die Großmutter Emilie Fontane, die allerdings ihre persönliche Teilnahme von vornherein abgesagt hatte, sowie Henriette von Merckel und Hermann Scherz. Den beiden Letzteren verdankte Theodor Fontane jun. selbst viel. Sie werden aber wegen ihres hohen Alters ebenfalls nicht persönlich an der Taufe teilgenommen haben. Nach der Geburt des ersten Kindes zogen die jungen Fontanes in eine größere, gegenüber der münsterschen Promenade gelegene Wohnung im Haus Fürstenbergstraße 3.

Im Jahr 1888 besuchte Martha Fontane-Soldmann mit dem kleinen Otto von Mitte November bis Anfang Januar ihre Schwiegereltern in Berlin. Theodor Fontane jun. kam später nach. Als Resümee dieses Besuches schrieb Fontane später fast euphorisch nach Münster u. a.: »Als unendlich glückliches

und freudenreiches Resultat dieses Zusammenlebens bleibt, in erster Reihe zu verzeichnen: Theo Fontane ist ein glücklicher Mann und Martha Soldmann ist eine glückliche Frau.« Das Glück sollte jedoch nicht ungetrübt bleiben. Im Frühjahr 1889 litt Theodor Fontane jun. unter extremer Gewitterangst, möglicherweise Anzeichen schwerer Depressionen, unter denen er später immer wieder leiden sollte. Auch seine Schwester Martha befand sich damals in einer schlechten seelischen Verfassung, so dass ihr Besuch in Münster in diesem Sommer für beide Seiten wenig erfreulich verlief. Im Dezember 1889 wurde Theodor Fontane jun. zum Intendanturrat ernannt. Am 29. Dezember 1889, einen Tag vor Fontanes 70. Geburtstag, brachte Martha Fontane-Soldmann ihr zweites Kind, die Tochter Gertrud, zur Welt.⁸ Anfang März 1890 erhielt Theodor Fontane jun. überraschend seine Versetzung zum XIV. Armeekorps in Karlsruhe, so dass die Taufe der kleinen Gertrud dringend wurde. Die Paten bei der Taufe, die noch nicht einmal eine Woche nach Erhalt des Versetzungsbescheides stattfand, waren diesmal sehr zahlreich. Möglicherweise haben die jungen Fontanes die Gelegenheit genutzt, um sich von ihren Freunden in Münster zu verabschieden. Die Paten waren: Der Großvater Theodor Fontane und seine Tochter Martha, die Großmutter Emma Soldmann und die Urgroßmutter Caroline Soldmann, der beim Eisenbahnbetriebsamt Münster beschäftigte Regierungsassessor Rudolf Ritter, dessen Ehefrau später Patin beim dritten Kind der jungen Fontanes, der Tochter Martha, werden sollte, der damals zur Intendantur des VII. Armeekorps abgeordnete Premierleutnant Henzen, die bereits erwähnte »Frau Rechtsanwältin Hedwig Jungeblodt« und Fräulein Helene Severin, die Tochter eines Geheimen Regierungsrats in der Provinzialverwaltung in Münster. An der Taufe teilgenommen haben dürften nur die in Münster wohnenden Paten. Einen Tag nach der Taufe reiste Theodor Fontane jun. nach Karlsruhe, um seine neue Stelle anzutreten.

Nachdem Theodor Fontane jun. nach Karlsruhe versetzt worden war, zog die Familie im August 1890 dorthin um. Die Verbindung nach Münster war damit geschwächt, aber nicht ganz abgerissen, da Martha Fontanes Eltern bis an ihr Lebensende in Münster wohnen blieben. Vor allem aber änderte der Umzug nichts an den sie prägenden Einflüssen. Martha Fontane konnte von ihrem Elternhaus, ihrer Schulbildung und ihrer Begabung her geistig mit den Fontanes nicht mithalten. Ihr blieb daher nichts anderes übrig, als ihre Selbstachtung und ihr Selbstbewusstsein aus ihrer Herkunft aus einer erfolgreichen und angesehenen Beamtenfamilie zu schöpfen. Hierdurch erregte sie den Unwillen Fontanes jedoch erst recht, da nach seinen unerfreulichen Erlebnissen als Erster Sekretär der Kunstakademie in Berlin die Beamten zu der Kategorie Menschen gehörten, die ihm besonders unsympathisch waren. Fontane kritisierte daher an seiner Schwiegertochter insbesondere ihren »Beamten-Borussismus«, ihren nach Auf-

fassung Fontanes übertriebenen Stolz darauf, dass ihr Vater zur preußischen Beamenschaft gehörte, und nannte sie einmal verächtlich »die kleine Oberpoststietze«.

Entsprechend dem Verständnis Friedrich des Großen von seinem Amt als König lautete die Devise Fontanes, wie er sie schon in seinem Reisebericht *Aus den Tagen der Okkupation* formuliert und später in seinem Roman *Graf Petöfy Pater Feßler* in den Mund gelegt hat: »In Freiheit dienen«. Soldmanns waren keine Preußen im engeren Sinne, sondern Pommern. Wie Fontane einmal seiner Tochter schrieb, lautete die Devise der Pommernherzöge, die auch die Devise der Münsteraner und anscheinend auch die Devise der Soldmanns war, ganz anders: »Es kommt nicht darauf an, zu sparen und reich zu werden, es kommt darauf an, den Tag so angenehm wie möglich zu verbringen.« Dementsprechend nennt die Festschrift zum 150jährigen Bestehen des *Civilclubs* Oberpostdirektor Soldmann und die mit ihm befreundeten Vereinsmitglieder »die Säulen des Dämmerchoppens«. Ähnlich heißt es von Bruno Soldmann in den Nachrufen seiner Korpsbrüder, er habe eine ausgesprochene Neigung für eine »heitere Geselligkeit« gehabt und sei »ein Genießer« gewesen, der »an sich und um sich eine gewisse Eleganz« geliebt habe.⁹ Schließlich war Martha Fontane nach Ansicht ihres Schwiegervaters noch frommer als sein Sohn Theodor, an dessen Frömmigkeit er sich bereits stieß.

Theodor Fontane jun. vermochte diese Gegensätze nicht zu überbrücken. Er war selbst Beamter. Er verfügte nicht über die von Fontane für sich in Anspruch genommene »heitre Freiheit, die heute dies thut und morgen das, blos immer das Richtige«, sondern war nach Fontanes Auffassung ein »Programm-Mensch« und »preußisch-conventionell abgestempelter Prinzipienreiter«. Im Übrigen war Theodor Fontane jun. im Gegensatz zu seinem Vater, der im Alter insbesondere auch die Geistlichkeit immer kritischer sah, kirchlich eingestellt. Theodor Fontane jun. meinte später, wahrscheinlich auch unter Berücksichtigung der schmerzlichen Erfahrungen, die seine Ehefrau in der Familie Fontane gemacht hatte, zum Verhältnis seiner Eltern zu der von ihm gegründeten Familie, es habe »vom Elternhaus leider die echte Zuneigung und seelische Sympathie (gefehlt), die sonst über weit größere Differenzen und Anschauungen hinwegzuhelfen« vermöchten, als sie in seinem Fall tatsächlich vorgelegen hätten.

Anmerkungen

- 1 Evgl. Kirchengemeinde Pasewalk, Taufregister für 1835; Landesarchiv NRW, Staatsarchiv Münster, Sammlung Walter, A 566/ 1, Heft 67.
- 2 Evgl. Kirchengemeinde St. Bartholomaei, Demmin, Heiratsregister für 1864, S. 76 Nr. 32.

- 3 Auskunft des Ev. Landeskirchlichen Archivs in Berlin vom 30. 04. 2008.
- 4 Stadtarchiv Oldenburg, AB Nrn. 3490, 3492, 3494 und 3496.
- 5 Landesarchiv NRW, Staatsarchiv Münster, Personalakte Nr. 835 (Bruno Soldmann).
- 6 Stadt Münster, Standesamt, Heiratsregister für 1886, Nr. 192.
- 7 Archiv der Evgl. Kirche von Westfalen, Bielefeld, Geborene und Getaufte im Jahr 1887 Nr. 30.
- 8 Ebd., Geborene und Getaufte im Jahr 1890 Nr. 8.
- 9 Nachrufe von Gerhard Freytag und Ernst von Briesen, Kriegsberichte des Corps Rhenania zu Tübingen 1914–19.

Die erste Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die zweite Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die dritte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die vierte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die fünfte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die sechste Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die siebte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die achte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die neunte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die zehnte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben.

Die erste Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die zweite Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die dritte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die vierte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die fünfte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die sechste Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die siebte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die achte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die neunte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben. Die zehnte Forderung ist die, dass die Wissenschaftler sich nicht nur mit der Beschreibung der Dinge beschäftigen, sondern auch mit der Erklärung derselben.

Anmerkungen

1. Vgl. Kärntnerische Tageszeitung, Ausgabe für die 1880. Landesversammlung, S. 10.
2. Vgl. Kärntnerische Tageszeitung, Ausgabe für die 1880. Landesversammlung, S. 10.

Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs

Verzeichnet werden Bestandsergänzungen bis zum 15. März 2010 sowie die Artikel des vorigen Heftes der *Fontane Blätter*.

Bearbeiter: KLAUS-PETER MÖLLER (Handschriften), PETER SCHAEFER (Druckschriften)

Handschriften

1. Theodor Fontane an Gustav Karpeles. Konvolut

Die zeitgenössische Numerierung mit Blaustift, hier in eckigen Klammern angegeben, wurde bei der Ordnung des Konvoluts berücksichtigt, obwohl diese Stückzählung von der Chronologie mehrfach abweicht. Zwei der Briefe (Nr. 21 und 25) sind nicht im Original, sondern nur in handschriftlichen Abschriften überliefert. Der beiliegende Briefumschlag, adressiert an Friedrich Fontane, Grunewald, Taubertstr. 1, ist unter der Signatur D 70 verzeichnet worden.

- [1] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 23.01.1879
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^v Text, 2^v leer (HBV 79/7) Signatur: D 45
- [2] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 05.02.1879
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^v Text (HBV 79/16) Signatur: D 46
- [3] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 03.04.1879
4° 4 Bl. (2 Bg.) = Bl. 1^r-4^v Text (HBV 79/31) Signatur: D 47
- [4] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 30.06.1879
4° 6 Bl. (3 Bg.) = Bl. 1^r-6^v Text (HBV 79/73) Signatur: D 48
- [5] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Wernigerode,
08.07.1879
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^v Text (HBV 79/76) Signatur: D 49
- [6] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Wernigerode,
19.08.1879
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^v Text (HBV 79/88) Signatur: D 50
- [7] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 15.01.1880
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^v Text (HBV 80/8) Signatur: D 51
- [8] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 16.01.1880
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-^v Text, 2 leer (HBV 80/9) Signatur: D 52
- [9] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 21.03.1880
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^v Text (HBV 80/37) Signatur: D 53
- [10] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 24.03.1880
4° 1 Bl. (1/2 Bg.) = Bl. 1^r Text, 1^v leer (HBV 80/39) Signatur: D 54
- [11] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 14.03.1880
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^v Text (HBV 80/32) Signatur: D 55
- [12] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 03.06.1880

- 4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^v Text (HBV 80/68) Signatur: D 56
- [13] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Wernigerode, 18.08.1880
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^v Text (HBV 80/104) Signatur: D 57
- [14] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Wernigerode, 09.09.1880
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^r Text, 2^v leer (HBV 80/110) Signatur: D 58
- [15] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Wernigerode, 10.09.1880
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^v Text (HBV 80/111) Signatur: D 59
- [16] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 03.03.1881
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^v Text (HBV 81/15) Signatur: D 60
- [17] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 11.06.1881
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r Text, Bl. 1^v-2^v leer (HBV 81/65) Signatur: D 61
- [18] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 16.06.1881
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^r Text, Bl. 2^v leer (HBV 81/71) Signatur: D 62
- [19] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Thale, 24.06.1881
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^v Text (HBV 81/79) Signatur: D 63
- [20] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Thale, 30.07.1881
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r-2^v Text (HBV 81/94) Signatur: D 64
- [21] FONTANE, THEODOR: hs. Abschr. d. Br. an Gustav Karpeles, Berlin, 03.04.1885, m. eh. Umschl., Berlin, 03.04.1895
4° 1 Bl. (1/2 Bg.) = Bl. 1^r-^v Text (HBV 95/58) Signatur: D 65
- [22] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Krummhübel, 02.07.1895
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r, 2^v Text, 1^v-2^r leer (HBV 85/80) Signatur: D 66
- [23] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 17.10.1888
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r, 2^v Text, 1^v-2^r leer (HBV 88/159) Signatur: D 67
- [24] FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Gustav Karpeles, Berlin, 13.03.1890
4° 2 Bl. (1 Bg.) = Bl. 1^r, 2^v Text, 1^v-2^r leer (HBV 90/116) Signatur: D 68
- [25] FONTANE, THEODOR: hs. Abschr. d. Br. an Gustav Karpeles, Zillerthal, 19.06.1892
4° 1 Bl. (1/2 Bg.) = Bl. 1^r Text, 1^v leer (HBV 92/80) Signatur: D 69
Unbekannt: handschr. Briefumschlag an Fr. Fontane, [Poststempel: Berlin, 06.12.07?]
4° 1 Umschlag = r Adresse, Stempel, Einschreibevermerk, v Poststempel Signatur: D 70

2. Familienkorrespondenz Schacht

Mit dem Schacht-Witte-Konvolut (vgl. Fontane Blätter 84, 2007, S. 150) gelangte ein kleines Konvolut privater Korrespondenz der Familie Schacht ins Theodor-Fontane-Archiv, Briefe von Luise Schacht, geb. Loeser (1813–1859), an ihre Schwester Emilie Loeser (1817–1892) und an ihren Ehemann Julius Eduard Schacht (1804–1871).

SCHACHT, LUISE: eigh. Br. m. U. an Emilie Loeser, [Poststempel:] Berlin, 10.11. [1833]?

4° 1 Bl. = r Adresse, v Text Signatur: E 26

SCHACHT, LUISE: eigh. Br. m. U. an Emilie Loeser, [Poststempel:] Berlin, 09.12. [1833]?

4° 1 Bl. = r Adresse, v Text Signatur: E 27

SCHACHT, LUISE: eigh. Br. m. U. an Emilie Loeser, Berlin, 06.02.[1834]?

4° 1 Bl. = r Adresse, v Text Signatur: E 28

SCHACHT, LUISE: eigh. Br. m. U. an Emilie Loeser, Berlin, 20.04.1834

4° 1 Bl. = r Adresse, v Text Signatur: E 29

SCHACHT, LUISE: eigh. Br. m. U. an Emilie Loeser, [Berlin], [05.07.1834]?

4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r Adresse, 1^v–2^v Text Signatur: E 30

SCHACHT, LUISE: eigh. Br. m. U. an Emilie Loeser, Berlin, 02.08.1834

4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r Adresse, 1^v–2^v Text Signatur: E 31

SCHACHT [MUTTER DES ADRESSATEN], eigh. Br. m. U. an Julius Eduard Schacht, Magdeburg, [05.09.1834]?

4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r Adresse, 1^v–2^r leer, 2^v Text Signatur: E 32

SCHACHT, LUISE: eigh. Br. m. U. an Julius Eduard Schacht, Berlin, 12.08.[1845]

4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r Adresse, 1^v–2^v Text Signatur: E 33

SCHACHT, LUISE: eigh. Br. m. U. an Julius Eduard Schacht, Berlin, 19.08.1845

4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r Adresse, 1^v–2^v Text Signatur: E 34

SCHACHT, LUISE: eigh. Br. m. U. an Julius Eduard Schacht, Berlin, 29.08.1845

4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r Adresse, 1^v–2^v Text Signatur: E 35

SCHACHT, LUISE: eigh. Br. m. U. an Julius Eduard Schacht, Berlin, 01.09.1845

4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r Adresse, 1^v–2^v Text Signatur: E 36

SCHACHT, LUISE: eigh. Br. m. U. an Julius Eduard Schacht, Berlin, 06.09.1845

4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r Adresse, 1^v–2^v Text Signatur: E 37

3. Einzelstücke

FONTANE, THEODOR: eh. Widmungsverse m. U. an Carl Robert und Emma Lessing, Berlin, 24.03.1885 [mit der Buchausgabe von *Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860*]

8° 1 Bl. = r Text, v leer Signatur: H 74

Inhalt: Für die Verbreitung | Sorgte die Zeitung | Seinerzeit, – | Hier, das Buch, ist Ueberleitung | In das Meer der Vergessenheit.

- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Unbekannt, Berlin, 13.06.1893
 4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r, 2^v Text, 1^v–2^r leer (HBV nicht verzeichnet) Signatur: C 416
 Inhalt: Absage, vermutlich an eine Redaktion, sich über das Thema »Wahrheit und Schönheit« zu äußern.
- FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U. an Unbekannt, Berlin, 03.04.1895
 4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r, 2^v Text, 1^v–2^r leer (HBV 95/60) Signatur: C 417
 Inhalt: Fontane kann sich nicht für den Antrag von Eugenie Hahn bei der Schillerstiftung engagieren.

Sekundärliteratur

1. Bücher und Aufsätze

- AMREIN, URSULA; DIETERLE, REGINA (Hrsg.): Gottfried Keller und Theodor Fontane. Vom Realismus zur Moderne [Beiträge des Symposiums 2006 in Zürich; Beiträge einzeln verzeichnet]. – Berlin, New York: de Gruyter 2008. 248 S. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft; 6) (B 376)
- AMREIN, URSULA: Todesfiguren. Zur Begründung des Realismus bei Gottfried Keller. – In: Gottfried Keller und Theodor Fontane. de Gruyter 2008, S. 63–86. (B 376)
- ANDERMATT, MICHAEL: Kontingenz als Problem des bürgerlichen Realismus. Raumgestaltung bei Fontane und Keller. – In: Gottfried Keller und Theodor Fontane. de Gruyter 2008, S. 41–61. (B 376)
- AUST, HUGO: Das Zelluloid des Realismus oder wie Keller und Fontane das »Gefühl der Wirklichkeit« gewinnen. – In: Gottfried Keller und Theodor Fontane. de Gruyter 2008, S. 31–40. (B 376)
- BAIER, CHRISTIAN: »Und ›ja‹ ist gerade so viel wie ›nein‹ ...«. Die Sprache Botho von Rienäckers in Fontanes *Irrungen, Wirrungen*. – In: Fontane Blätter 88 (2009), S. 137–152. (P 2)
- BERBIG, ROLAND: »1819 war ein gesegnetes Jahr«. Die Theodor-Fontane-Chronik: mit einem Seitenblick auf die »Gottfried-Keller«-Einträge. – In: Gottfried Keller und Theodor Fontane. de Gruyter 2008, S. 147–163. (B 376)
- BREITHAUPT, FRITZ: How I Feel your Pain. Lessing's »Mitleid«, Goethe's »Anagnorisis«, and Fontane's Quiet Sadism. – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 82 (2008) 3, S. 400–423. (Z 2008,9)
- BUSSE, TANJA: »Diese Pöfchenträger sind maliziöse Kerle [...]« Zur Funktion der Pastorenfiguren in Fontanes Romanen »Vor dem Sturm« und »Der Stechlin«. – Magisterarb. Leibniz-Univ. Hannover 2009. 150 S. 30 cm (C 70)
- BENDER, NIKLAS: Kampf der Paradigmen. Die Literatur zwischen Geschichte, Biologie und Medizin. Flaubert, Zola, Fontane. – Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2009. 486 S. (B 401)

- DE BRUYN, GÜNTER: Weimar und Werneuchen. – In: Peter Walther (Hrsg.): Goethe und die Mark Brandenburg. Potsdam: vacat 2006, S. 61–89. (B 395)
- CHAMBERS, HELEN: The Child Bride: Engagements 1890s-style in Fontane, Böhlau, Ebner-Eschenbach, and Huch. – In: The Text and its Context. Studies in Modern German Literature and Society. Presented to Ronald Speirs on the Occasion of his 65th Birthday. NIGEL HARRIS and JOANNE SAYNER (Hrsg.). Oxford u.a.: Lang 2008, S. 49–62. (Z 2008,12)
- CUSACK, ANDREW: »Civibus aevi futuri«: panoramic historiography in Fontane's »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. – In: The Modern Language Review 104 (2009) 3, S. 746–761. (Z 2009,3)
- DIETERLE, REGINA: »ein Werk von so eminenter Bedeutung«. Der junge Otto Brahm und sein literaturkritisches Engagement für Keller und Fontane. – In: Gottfried Keller und Theodor Fontane. de Gruyter 2008, S. 165–180. (B 376)
- ERLER, GOTTHARD (Hrsg.): Charlotte Jolles. Ein Leben für Theodor Fontane. Gesammelte Aufsätze und Schriften aus sechs Jahrzehnten. – Würzburg: Königshausen und Neumann 2010. 432 S. (Fontaneana; 8) (B 400)
- EWERT, MICHAEL: Der Harz als Geschichts- und Erinnerungsraum. Historische Raumerfahrung in Theodor Fontanes »Cécile«. – In: Literarische Harzreisen. Bilder und Realität einer Region zwischen Romantik und Moderne. Hrsg. von CORD-FRIEDRICH BERGHAHN u.a. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2008, S. 233–256. (Z 2008,11)
- FAUSER, MARKUS: Männer, Helden und Standbilder – Fontanes »Preußen-Lieder« und die vaterländisch-historische Lyrik. – In: Fontane Blätter 88 (2009), S. 50–89. (P 2)
- FISCHER, HUBERTUS: Theodor Fontane – Blicke auf die märkische Landschaft. – In: Mitt. d. Gottfried Keller-Ges. 2008, S. 22–30. (P 34)
- FRIEDERICH, THOMAS: Wer ist John Maynard? Tagesspiegel goes Stabi. Ein Reisebericht. – In: Bibliotheksmagazin. Mitteilungen aus den Staatsbibliotheken Berlin und München 3 (2009), S. 21–24. (Z 2009,8)
- GOYKE, FRANK: Schneegestöber. Theodor Fontane und der Brudermord. – Berlin: berlin.krimi.verlag 2009. 270 S. (B 355,2)
- GREVEL, LISELOTTE: Das Alte und das Neue. Ambivalenz und Eindeutigkeit in Theodor Fontanes Roman »Der Stechlin«. – In: Zeitschr. für dt. Philologie 127 (2008) 4, S. 517–533. (Z 2008,10)
- GRIMBERG, MICHEL: L'image des juifs dans la correspondance de Theodor Fontane en villégiature. – In: Villégiatures à l'allemande. Les origines germaniques du »tourisme vert«, 1850 – 1950. Sous la direction de Marc Cluet. Rennes: Presses Univ. de Rennes 2009, S. 149–163. (Z 2009,5)
- HORLITZ, MANFRED: Theodor Fontanes Vorfahren. Neu erschlossene Dokumente – überraschende Entdeckungen. – Berlin: Stapp 2009. 245 S. : zahlr. Abb. (B 389)

- HUCK, ANDREAS: »Da ist nichts oberflächlich hingeworfen ...«. Zu Genese und Funktion des Aloe-Motivs im *Stechlin*. – In: Fontane Blätter 88 (2009), S. 154–159. (P 2)
- KAHL, PAUL: Theodor Fontanes »Unwiederbringlich« in der Romantradition der »Wahlverwandschaften«. – In: Jahrb. d. dt. Schillergesellschaft 52 (2008), S. 374–391. (Z 2008,7)
- KISCHEL, ANJA: Soziale Mobilität in Theodor Fontanes Gesellschaftsromanen. – Frankfurt a.M. u.a.: Lang 2009. 316 S. (B 402)
- KRÄMER, SANDRA: »Giftmischer will ich nicht sein«. Theodor Fontane zum 150. Geburtstag. – In: Deutsche Apotheker Zeitung 149 (2009) 51/52 v. 17.12., S. 76–79. (Z 2009,7)
- MATT, PETER VON: Wetterleuchten der Moderne. Krisenzeichen des bürgerlichen Erzählens bei Keller und Fontane. – In: Gottfried Keller und Theodor Fontane. De Gruyter 2008, S. 19–30. [dass. in: MATT, PETER VON: Das Wilde und die Ordnung. Zur deutschen Literatur. München: Hanser 2007, S. 213–225.] (B 376)
- MECKLENBURG, NORBERT: »Nein, Frau Imme, diesmal war es mehr.« Über eine Leerstelle im *Stechlin*. – In: Fontane Blätter 88 (2009), S. 90–103. (P 2)
- MENZEL, TOPSI: Die wunderbare Welt der Bücher. – In: Der Nuthe-Bote 2 (2010), S. 8. [betr. Theodor-Fontane-Archiv] (Z 2010,1)
- MEYER, INGO: Im »Banne der Wirklichkeit«? Studien zum Problem des deutschen Realismus und seinen narrativ-symbolistischen Strategien. – Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. 596 S. (Epistemata; 690) [zugl. Diss. Univ. Bielefeld 2004] (B 391)
- MÖLLER, KLAUS-PETER: »Fern vom Wirbel der Großstadt in freier Natur ein Bruderfest«. Fontane-Porträts und Bildnisse vorgestellt (6): Die Dichter und Dichterinnen Berlins auf einer Zeichnung von Ludwig Löffler. – In: Fontane Blätter 88 (2009), S. 20–48. (P 2)
- MÜLDER-BACH, INKA: »Verjähung ist [...] etwas Prosaisches«. Effi Briest und das Gespenst der Geschichte. – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 83 (2009) 4, S. 619–642. (Z 2009,4)
- NICKEL, GUNTHER: Von Fontane zu Ihering. Die Ausdifferenzierung und Professionalisierung der Theaterkritik zwischen 1870 und 1933. – In: DERS. (Hrsg.), Beiträge zur Geschichte der Theaterkritik. Tübingen: Francke 2007, S. 185–207. (Mainzer Forschungen zu Drama und Theater; 35) (Z 2007,15)
- PASTOR, ECKART: »Aller guten Dinge sind drei«. Noch einmal zu einer Sprachfigur in Fontanes »Irrungen, Wirrungen«. – In: Sprachkunst 39 (2008) 2, S. 191–205. (Z 2008,8)
- PESTALOZZI, KARL: »Tre giorni son che Nina ...«. Zu einem rätselhaften Zitat im 45. Kapitel des »Stechlin«. – In: Gottfried Keller und Theodor Fontane. De Gruyter 2008, S. 127–145. (B 376)

- RADECKE, GABRIELE: Popularität und Wissenschaftlichkeit. Möglichkeiten, Probleme und Grenzen textkritischer Verfahrensweisen am Beispiel der Studienausgaben von Th. Fontanes erzählerischem Werk. – In: Was ist Textkritik? Hrsg. von GERTRAUD MITTERAUER u.a.. Tübingen: Niemeyer 2009, S. 265–276. (Beihefte zu editio 28) (Z 2009,6)
- RADECKE, GABRIELE: Theodor Fontanes Notizbücher. Überlegungen zu einer notwendigen Edition. – In: Gottfried Keller und Theodor Fontane. De Gruyter 2008, S. 211–233. (B 376)
- ROHSE, EBERHARD: Harztouristen als literarische Figuren in Werken Theodor Fontanes und Wilhelm Raabes: »Cécile« – »Frau Salome« – »Unruhige Gäste«. – In: Literarische Harzreisen. Bilder und Realität einer Region zwischen Romantik und Moderne. Hrsg. von CORD-FRIEDRICH BERGHAHN u.a. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2008, S. 175–232. (Z 2008,11)
- SALMEN, WALTER: »Am Sylvester war Ressourcenball ...«. Tänze und Bälle bei Theodor Fontane. – In: Fontane Blätter 88 (2009), S. 104–126. (P 2)
- SCHÖSSLER, FRANZISKA: Börsenfieber und Kaufrausch. Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit bei Theodor Fontane, Heinrich Mann, Thomas Mann Arthur Schnitzler und Émile Zola. – Bielefeld: Aisthesis 2009. 345 S. (B 403)
- SCHWEDT, GEORG: Chemie und Literatur – ein ungewöhnlicher Flirt. – Weinheim: Wiley-VCH 2009. X, 274 S. (Erlebnis Wissenschaft) (B 405)
- STEYER, CLAUS-DIETER: Ribbeck im Havelland. Auf Fontanes Spuren. – Berlin-Brandenburg: edition q im be.bra-Verlag 2010. 80 S. : Ill. (B 394)
- STREITER-BUSCHER, HEIDE: Theodor Fontanes Artikel über *Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes*. – In: Fontane Blätter 88 (2009), S. 8–19. (P 2)
- STÜSSEL, KERSTIN: Fontanes Theaterkritik – Ansätze zu einer kommunikations- und mediengeschichtlichen Analyse. – In: GUNTHER NICKEL (Hrsg.), Beiträge zur Geschichte der Theaterkritik. Tübingen: Francke 2007, S. 167–184. (Mainzer Forschungen zu Drama und Theater; 35) (Z 2007,16)
- UTZ, PETER: Haarrisse im realistischen Firnis. Keller und Fontane im Licht ihrer französischen Übersetzungen. – In: Gottfried Keller und Theodor Fontane. de Gruyter 2008, S. 181–196. (B 376)
- WALTER-SCHNEIDER, MARGRET: Von Wetterfahnen, Schönheitskuren und Straßenmalern. Über das Moderne in Fontanes »Stechlin«. – In: Gottfried Keller und Theodor Fontane. De Gruyter 2008, S. 113–125. (B 376)
- WHITE, MICHAEL JAMES: The Theme and Poetic Function of Space in Theodor Fontane's Works. – Diss. Univ. of St Andrews 2009. 294 S. 30 cm (C 69)
- WOLPERT, GEORG: Wer ist Theodor Fontanes? – In: Fontane Blätter 88 (2009), S. 127–136. (P 2)

ZUBERBÜHLER, ROLF: »Excelsior!« Idealismus und Materialismus in Kellers und Fontanes politischen Altersromanen »Martin Salander« und »Der Stechlin«. – In: Gottfried Keller und Theodor Fontane. de Gruyter 2008, S. 41–61. (B 376)

2. Nachträge

FELISZEWSKI, ZBIGNIEW: Überlegungen zum Begriff der Literarizität am Beispiel von Fassbinders Filmdrehbuch »Fontane Effi Briest«. – In: *Studia niemcoznawcze* 25 (2003), S. 651–657. (Z 2003,32)

JÓSKOWIAK, PRZEMYSŁAW: Theodor Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« als biographisches Werk. – In: *Studia niemcoznawczwe* 25 (2003), S. 643–649. (Z 2003,31)

OLEJNIK, HANNA: Ehebruch und gesellschaftliche Akzeptanz in Theodor Fontanes »L'Adultera« und Leo Tolstojs »Anna Karenina«. – In: *Studia niemcoznawcze* 26 (2003), S. 737–753. (Z 2003,30)

Informationen

Welcher... ist...

Die... ist... in...

Autorenverzeichnis

DR. HANNA DELF VON WOLZOGEN, Studium der Philosophie, Germanistik u. Psychoanalyse in Gießen, Frankfurt am Main u. Heidelberg. 1985–88 Joseph-Buchmann-Stipendiatin mit Forschungsaufenthalt in Jerusalem, wiss. Mitarbeiterin an den Universitäten Duisburg, Potsdam u. der FU Berlin; seit 1996 Direktorin des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam; Herausgabe der Briefe Landauers (FU Berlin). Publikationen zur deutschen u. deutsch-jüdischen Literatur u. Philosophie sowie zu Fontane.

DR. CHRISTINE HEHLE, geb. 1969. Promotion 2000 in München in Germanistischer Mediävistik. 1995-2009 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Theodor-Fontane-Archivs, seit 2010 selbständige Lektorin (www.grammatica.at). Editorische Betreuung der Großen Brandenburger Fontane-Ausgabe, Abt. Das erzählerische Werk. Publikationen zu Spätantike/Frühmittelalter und zur Literatur des 19. Jahrhunderts.

DR. REGINA DIETERLE, geb. 1958, Lehrende an der Kantonsschule Enge Zürich. Herausgeberin und Autorin. Publikationen zu Fontane, Annemarie Schwarzenbach, Otto Brahm, Karl Stauffer-Bern, Lydia Escher, Gottfried Keller. Zuletzt erschienen: *Die Tochter. Das Leben der Martha Fontane* (Hanser 2006, Diogenes-Taschenbuch 2008). In Vorbereitung: Theodor Fontane-Biographie mit unbekanntem Dokumenten.

DR. JANA KITTELMANN, geb. 1978, studierte an der Humboldt-Universität zu Berlin Neuere deutsche Literatur, Neuere/Neueste Geschichte und Kunstgeschichte und promovierte im Jahr 2009 über unveröffentlichte Reisebriefe Hermann von Pückler-Muskau und Fanny Lewalds; Forschungsschwerpunkte: Literatur, Kunst und Historiographie des 18./19. Jahrhunderts, Landschaftsästhetik, Reise- und Briefliteratur.

DR. STEFAN HAJDUK, geb. 1965; Studium der Germanistik, Philosophie und Theaterwissenschaft in Frankfurt/M, München, Rom, Neapel, Baltimore; 1999 Promotion an der Humboldt-Universität zu Berlin; Arbeitsschwerpunkte Literatur des 18.-20. Jahrhunderts; derzeitige Forschung über die Ästhetik der Stimmung in der Goethe-Zeit.

DR. FRANKA MARQUARDT, geb. 1972; 2003 Promotion in Köln mit einer Arbeit zum literarischen Antisemitismus in Thomas Manns *Joseph-Romanen* und Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*; seit 2002 wissenschaftliche Assistentin in Bern. Publikationen u.a. zu Andreas Gryphius, Gottfried Keller, Thomas Mann, Soma Morgenstern und Christian Kracht.

HARTMUT DIETZ, geb. 1935 in Bielefeld; Studium der Rechtswissenschaften; Richter, zuletzt in Münster. Besonderes Interesse: Lokalgeschichtliches (Münster).

Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs

1. Bade, James N.: Fontanes Landscapes. Würzburg: Königshausen und Neumann 2009. 172 S. (Fontaneana; 7) € 28
(Im Buchhandel erhältlich)
2. Was bleibt ...? Spuren der Geschichte am Potsdamer Pfingstberg. Potsdam 2009. 74 S. € 7
3. Religion als Relikt? Christliche Traditionen im Werk Fontanes. Internationales Symposium veranstaltet vom Theodor-Fontane-Archiv und der Theodor Fontane-Gesellschaft e. V. zum 70-jährigen Bestehen des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam, 21. bis 25. September 2005. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen und Neumann 2006. 271 S. (Fontaneana; 5) € 38 (Im Buchhandel erhältlich)
4. Rasch, Wolfgang: Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von Ernst Osterkamp und Hanna Delf von Wolzogen. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2006. XLIX, 274 S. € 498 (Im Buchhandel erhältlich)
5. Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Rezensionen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Itta Shedletzky, bearb. von Hanna Delf von Wolzogen, Christine Hehle und Ingolf Schwan. Tübingen: Mohr Siebeck 2006. XXVI, 585 S. (Schriftenreihe wiss. Abhandlungen des Leo Baeck Institutes; 71) € 89 (Im Buchhandel erhältlich)
6. Wolzogen, Hanna Delf von und Fischer, Hubertus (Hrsg.): Renate Böschstein. Verborgene Facetten – Studien zu Fontane. Würzburg: Königshausen und Neumann 2006. 580 S. (Fontaneana; 3) € 49,80 / Sfr 87,20
(Im Buchhandel erhältlich)
7. Kulturelle Gedächtnisorte von nationaler Bedeutung. Hrsg.: Kulturelle Gedächtnisorte (KGO) 2005. (22 S.) € 0,50
8. Aus den Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Reihe hrsg. von der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv:

9. –Theodor Fontane: Die Pfaueninsel. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2004. € 8,00
(Zu beziehen bei der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg)
10. –Theodor Fontane: Caputh. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2003. 63 S. € 8,00
11. –Theodor Fontane: Rheinsberg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2002. 140 S. € 8,00
12. –Theodor Fontane: Schloss Paretz. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 86 S. € 8,00
13. –Theodor Fontane: Schloss Oranienburg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 92 S. € 8,00
14. –Theodor Fontane: Königs Wusterhausen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2000. 64 S. € 8,00
15. »Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg«. Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« im Kontext der europäischen Reiseliteratur. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs in Zusammenarbeit mit der Theodor Fontane Gesellschaft 18.–22. September 2002 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003. 528 S. (Fontaneana; 1) € 68,00
(Im Buchhandel erhältlich)
16. Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Bde I–III. Würzburg: Königshausen und Neumann 2000. Gesamtpreis € 102,00 (Im Buchhandel erhältlich)
 - I. Der Preuße. Die Juden. Das Nationale. 324 S. Einzelpreis € 44,00
 - II. Sprache. Ich. Roman. Frau. 261 S. Einzelpreis € 40,00
 - III. Geschichte. Vergessen. Großstadt. Moderne. 311 S. Einzelpreis € 44,00
17. Oceane kehrt zurück. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, und der Stadtbibliothek Wuppertal. Potsdam 2001. 109 S. Mit zahlr. Faks. € 17,50
(Direkt beim Theodor-Fontane-Archiv zu beziehen)

18. Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Manfred Horlitz. Potsdam 1999. 245 S. € 76,00
19. Theodor-Fontane-Archiv Potsdam: Die Fontane-Sammlung Christian Andree. Hrsg. von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 1998. (KulturStiftung der Länder – Patrimonia; 142). 84 S. Mit zahlr. Faks. (vergriffen)
20. Theodor Fontane aus transatlantischer Sicht. Hrsg. von Manfred Horlitz. Berlin 1996. 94 S. (vergriffen)
21. Theodor-Fontane-Archiv Potsdam 1935–1995. Berichte, Dokumente, Erinnerungen. Hrsg. von Manfred Horlitz. Berlin 1995. 206 S. Mit zahlr. Abb. (vergriffen)

Vertriebshinweise

Die *Fontane Blätter* sind als Einzelheft (€ 13,50 zzgl. Versand) oder im Abonnement (2 Hefte jährlich, je € 9,50 zzgl. Versand) zu beziehen.

Ferner sind erhältlich:

das Register für *Fontane Blätter* 1/1965 – 57/1994. 126 S.,
das Inhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965 – 84/2007. 31 S. (je € 2,00) sowie eine Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte.

Der aktuelle Stand ist zu finden unter www.fontanearchiv.de

Zu beziehen:

Theodor-Fontane-Archiv, Große Weinmeisterstr. 46/47, 14469 Potsdam.

Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der Fontane Blätter

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv, Große Weinmeisterstraße 46/47, 14469 Potsdam. Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit dem Redaktionsbeirat und der Redaktion. Autoren werden gebeten, eine max. vierzeilige Autoreninformation beizufügen.

1. Manuskript

Das Manuskript soll auf fortlaufend nummerierten Seiten (30 Zeilen/Seite bzw. 1800 Zeichen/Seite) geschrieben werden. Der Umfang sollte 20 Manuskriptseiten (inklusive

Anmerkungen) nicht überschreiten. Rezensionen sollten auf 3 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und auf Anmerkungen verzichten. Anmerkungen sollen als Endnoten formatiert werden. Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile. Text: Fließtext (ohne Silbentrennung), linksbündig. Das Manuskript bitte einsenden: als Ausdruck und auf CD bzw. als e-mail-Anhang im Textverarbeitungsformat (Word).

2. Hervorhebungen

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

3. Zitate

Normale Anführungszeichen „...“ oder, wenn möglich, französische: »...«; Zitat im Zitat in einfachen ‚...‘ oder französischen Anführungen: ›...‹.

Zitate über mehr als 4 Zeilen werden wie Absätze behandelt.

Auslassungen: drei Punkte in eckigen Klammern [...].

Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: in [eckigen Klammern].

4. Titel von Werken, Zeitungen u. Zeitschriften, Vereinsnamen

Im Text *kursiv*; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

5. Edition

Bei der Edition von Briefen und anderen Texten nach Handschriften oder Drucken bitten wir um Rücksprache mit der Redaktion.

6. Endnoten

Fortlaufende Zählung. Im Text hochgestellt ohne Klammer oder Punkt. Eine Endnotenziffer folgt auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie steht unmittelbar hinter dem Wort, wenn sie sich nur auf das Wort bezieht.

Endnotenziffern erscheinen freistehend ohne Klammer oder Punkt vor dem Text der Endnote.

Namen von Autoren / Herausgebern in echten KAPITÄLCHEN (nicht einfach GROSSBUCHSTABEN!) oder unterstreichen.

Beim Zitieren eines Titels gilt folgende Form:

Selbständige Literatur:

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr, S. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

Unselbständige Literatur:

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: *Titel. Untertitel*. Hrsg. von Vorname Nachname. Ort Jahr. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

1 Autor (Vorname Nachname): Titel. Untertitel. In: *Zeitschriftentitel* Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) H. oder Nr., S. XX–XX, hier S. XX.
Wiederholte Zitate in direkter Folge: Ebd., S. X; ansonsten: Name, wie Anm. X. Verweise: vgl.

7. Siglen und Abkürzungen

- AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler u. a. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1969–1993. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: THEODOR FONTANE: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt*. In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, S. 438.
- GBA (Große Brandenburger Ausgabe) Hrsg. von GOTTHARD ERLER. Berlin: Aufbau-Verlag 1994 ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: THEODOR FONTANE: *Die Juden in unserer Gesellschaft*. In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows*. 1994, S. 299.
- HBV (Hanser Briefeverzeichnis) Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis u. Register. Hrsg. von CHARLOTTE JOLLES u. WALTER MÜLLER-SEIDEL. München: Carl Hanser Verlag 1987.
- HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg. von WALTER KEITEL u. HELMUTH NÜRNBERGER. München: Hanser 1962–1997. (Abteilung/Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: THEODOR FONTANE: *Geschwisterliebe*. In: HFA I/7. 2. Aufl. 1984, S. 123–153.
- NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke*. Hrsg. von EDGAR GROSS, KURT SCHREINERT u. a. München: Nymphenburger 1959–1975. (Bd. Jahr, S.)
z. B.: THEODOR FONTANE: *Geschwisterliebe*. In: NFA XXIV. 1975, S. 9–39.
- Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe*. I–IV. Hrsg. von KURT SCHREINERT. Zu Ende geführt u. mit einem Nachw. vers. von CHARLOTTE JOLLES. Berlin: Propyläen Verlag 1968–1971.
- Hrsg. Herausgeber(in)
hrsg. herausgegeben
TFA Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

8. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: Schwarzweißzeichnungen bzw. Hochglanzfotos, rückseitig analog zu den Abbildungsnummern im Manuskript numeriert. Bildlegenden mit Quellenachweis auf gesondertem Blatt beifügen. Die Reproduktionserlaubnis ist vom Autor einzuholen.

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer

Redaktion: Peter Schaefer, Potsdam; Jana Kittelmann, Berlin

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Roland Berbig, Berlin; Gotthard Erler, Berlin; Michael Ewert, München; Michael Masanetz, Leipzig; Helmuth Nürnberger, Freienwill; Helmut Peitsch, Potsdam; Eda Sagarra, Dublin

Anschriften:

Theodor-Fontane-Archiv
Große Weinmeisterstr. 46/47
14469 Potsdam

Telefon: 0331/20 13 96
Fax: 0331/2 01 39,70
e-mail: wolzo@rz.uni-potsdam.de
www.fontanearchiv.de

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Am Alten Gymnasium 1
16816 Neuruppin
Telefon/Fax: 03391/65 27 72

Koordination: Bernd Thiemann

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, ein Exemplar ihrer Veröffentlichungen, Diplomarbeiten und Dissertationen im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden.

Für die uns im letzten Halbjahr zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber wieder. Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotografischen und elektronischen Wiedergabe.

Umschlagentwurf, Typographie, Satz: Therese Schneider, Berlin

Druck und Verlag: Königsdruck, Berlin



**„Mehr als Weisheit aller Weisen
galt mir reisen, reisen, reisen ...“**

Theodor Fontane



PORSCHE

ISSN 0015-6175